

Zürcher Journalistenpreis
1983

INHALTSVERZEICHNIS

Liste der Preisträger	5
Einleitung von Dr. Hans W. Kopp, Präsident der Jury des Zürcher Journalistenpreises	6
Ehren-Urkunden für die Preisträger	10
"Allah, gib mir meine Rache" "Wir sind sehr allein" (Andreas Kohlschütter)	11
"Frauen, die ganz oben sind" (Gisela Blau)	18
"Kidnapping oder Kavaliere delikt?" (Gottlieb F. Höpli)	47
"Globi der Superschweizer" (Peter Meier)	53
Würdigungen	62
"Und dennoch ..." Rede anlässlich der Verleihung des Zürcher Journalistenpreises 1983 von Andreas Kohlschütter	70

Spenderliste	82
Auszüge aus dem Presse-Echo	83
Reglement über die Verleihung des Zürcher Journalistenpreises	93
Auslegungsentscheide der Jury (in Stichworten)	100
Administrative Angaben	101

ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1983

1. PREIS:

ANDREAS KOHLSCHÜTTER

"Allah, gib mir meine Hache"

"Wir sind sehr allein"

2. PREIS EX AEUO:

GISELA BLAU

"Frauen, die ganz oben sind"

GOTTLIEB F. HOEPLI

"Kidnapping oder Kavalleriedelikt?"

PETER MEIER

"Globi, der Superschweizer"

EINLEITUNG

Der Journalistenpreis 1983 wurde den folgenden Mitgliedern des Zürcher Pressevereins verliehen:

1. Preis

Herrn Andreas Kohlschütter für seine Beiträge "Allah, gib mir meine Rache" und "Wir sind sehr allein", erschienen in der Weltwoche vom 18. und 25. August 1982;

2. Preis

ex aequo:

- Frau Gisela Blau für ihre Serie "Frauen, die ganz oben sind", erschienen im Blick vom 22. bis 31. März 1982;
- Herrn Gottlieb P. Böpli für seine Arbeit "Kidnapping oder Kavaliersdelikt?", erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 31. August 1982;
- Herrn Peter Meier für seine Arbeit "Globi der Superschweizer", erschienen in Tages Anzeiger Magazin vom 23. Dezember 1982.

Zum ersten Mal hat die Jury des Zürcher Journalistenpreises einen ersten und einen zweiten Preis festgesetzt. Der erste Preis ist dotiert mit 3'000 Franken, während die Träger des zweiten Preises mit je 1'000 Franken bedacht werden.

Es ist erfreulich, dass die Jury sich erneut über mangelnde Eingänge nicht zu beklagen hatte. So sah sie sich auch nicht

gezwungen, von ihrem Recht, Arbeiten von sich aus in die Bewertung miteinzubeziehen, Gebrauch zu machen.

Das Sekretariat der Jury erhält häufig Beiträge, die kommentarlos und fast ein wenig verschämt im Briefumschlag einer Redaktion oder eines Verlags stecken. Die Vermutung, dass es um einen Artikel geht, der vom Autor selbst eingereicht wird, drängt sich nicht selten auf. Auch aus Begleitbriefen, mit denen die Bewerberinnen und Bewerber ihre Werke vorlegen, geht oft die Einnung hervor, das eigene Produkt für den Preis vorzuschlagen.

Diese Beobachtungen veranlassen uns, zwei Bitten zu wiederholen: Die Jury ersucht alle Interessenten, ihre "innern Barrieren" zu überwinden und ihre Bewerbungen ganz offen auch selber einzusenden. Gleichzeitig fordern wir alle Redaktorinnen und Redaktoren nochmals auf, ihr Augenmerk doch durchs ganze Jahr hindurch auf hervorragende Arbeiten zu richten und uns diese zu übermitteln.

Wir haben allerdings vor einem Jahr darum bitten müssen, dass nach Möglichkeit nicht mehr als drei Arbeiten ein und desselben Autors eingereicht werden. Mit nur einer Ausnahme sind alle Einsender unserem Anliegen entgegengekommen. Dafür möchte ich im Namen der Jury und des Sekretariats auch an dieser Stelle herzlich danken.

Besonders verbunden sind wir für jede Hilfe bei unsrer Anstrengung, die Sekretariatskosten, soweit diese zulasten des IPV gehen, niedrig zu halten. Wir sind deshalb dankbar für die Einsendung der Bewerbungsunterlagen in sechsfacher Ausführung. Ob sechs Originale oder ebensoviele Fotokopien zur Verfügung gestellt werden, spielt keine Rolle. Wichtig ist, dass die Untriebe für Nachbestellungen und Fotokopien in Grenzen gehalten werden können.

Nach diesen mehr organisatorischen und administrativen Ueberlegungen, die bitte nicht als "kleinkariert" aufgefasst werden

sollen, jedoch im Interesse des SPV immerhin erwähnt werden mussten, ein kurzes Wort zu den eingereichten Arbeiten:

Die Jury kommt immer wieder in die schwierige Lage, verschiedenartige Arbeiten miteinander vergleichen zu müssen. Da gibt es mehrteilige Serien, an denen ein ganzer Stab von Mitarbeitern mitgewirkt hat, oder feuilletonistische Beiträge, bei denen bestimmte mehr oder weniger originelle und originell formulierte Gedankengänge im Vordergrund stehen, Reportagen von Lokaljournalisten stehen Berichten von Auslandskorrespondenten grosser Zeitungen gegenüber, es werden Themen verarbeitet, die bekannt sind, und es gibt Berichterstattungen, die Neues aufgreifen und dadurch für den Moment mehr Beachtung finden.

Die Jury stützt sich konsequent immer auf das Reglement über die Verleihung des Zürcher Journalistenpreises, das klare Leitlinien setzt und deshalb an dieser Stelle zitiert werden soll. So legt es in Zif. 5 Abs. 5 fest, dass die Jury in der Regel "hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der selber recherchierten Information den Vorzug geben wird. Dabei wird sie das Kriterium der 'selber recherchierten Information' sehr weitherzig auslegen. Besonders willkommen sind Arbeiten im Sinn der unabhängigen Kritik und Kontrolle zu wesentlichen Tagesfragen".

Nach das Vorgehen bei der Beurteilung ist im Reglement vorgezeichnet: "Die Jury wird in diesem Sinn zunächst ihre Aufmerksamkeit der Berücksichtigung der journalistisch-handwerklichen sowie der berufsethischen Erfordernisse schenken und erst im damit gezogenen Rahmen auf Kriterien wie Neuigkeitswert, Originalität und Stil der Beiträge eingehen" (Zif. 5 Abs. 6).

Es versteht sich von selbst, dass es unzählige Situationen gibt, in denen die Jury im Rahmen der klar vorgegebenen Kriterien nach ihrem Ermessen grundsätzliche Entscheidungen fällen muss. Einen solchen Beschluss hat sie z.B. zur Frage gefasst, wie Einzelbeiträge und Serien einander gegenüberzustellen sind. Je umfangreicher ein Artikel bzw. eine Serie ist, desto strenger sind die

Massstäbe, mit denen die Erfüllung der reglementarischen Kriterien gemessen wird. Die Jury glaubt, aufgrund ihrer bisherigen Praxis vor allem auch den unterschiedlichen Voraussetzungen für die einzelnen Journalisten und Redaktoren gerecht werden zu können.

Im Namen der Jury des Zürcher Journalistenpreises danke ich allen Verantwortlichen des ZJV, die den Anliegen der Jury gegenüber immer wieder Verständnis aufbringen.

Hans W. Kopp

MIT DEM
ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1983
AUSGEZEICHNETE ARBEITEN

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1983

wird

HERRN ANDREAS KOHLSCHÜTTER

für seine Arbeiten

"ALLAH, GIB MIR MEINE RACHE"

erschienen in der Weltwoche vom 18. August 1982

und

"WIR SIND SEHR ALLEIN"

erschienen in der Weltwoche vom 25. August 1982

verliehen

Zürich, 15. April 1983

DIE JURY

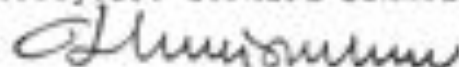


Dr. Hans J. Köppel

(Hilfsw. Marie-Louise Baumann)



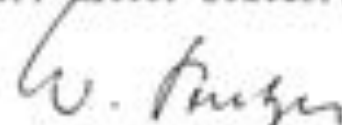
(Prof. Dr. Gerhard Schmidtken)



(Dr. Arthur Baur)



(Dr. Walter Stutzer)



Andreas Kohlschütter berichtet aus dem eingeschlossenen Westbeirut

«Allah, gib mir meine Rache»

Selbst Diplomaten, die sonst Israel wohlgesinnt sind, steigt die Zornesröte ins Gesicht, wenn sie von den sinnlosen Bombardementen Beiruts der letzten Wochen sprechen. Und die Bevölkerung der eingekesselten Stadt zählt, fassunglos über die Gewalt, ihre Toten. Mehrere hundert Menschenleben forderte allein der «schreckliche Donnerstag».

Westbeirut. - «Wir wollen ein kleines Stück Land, und wir wollen Frieden. Deswegen bringen uns die Israelis an.» Naim Nasr, 33 Jahre alt, von Beruf Zimmermann, verbrachte nach der Flucht seiner Eltern aus Jaffa das ganze Leben in Palästina-Lagerlagern Libanons. Zehn Jahre in Tripoli, 23 Jahre im Südbeiruter Camp von Schatila. Jetzt sitzt er niedergeschlagen vor seinem völlig ausgebombten Haus mit dem zertrümmerten Geschirrtisch und Glasladen, in dem er und sein Bruder alle Ersparnisse steckten: «Niemand von uns hat je einen Juden umgebracht, warum tun sie uns das an, warum?» Er zieht seinen 12jährigen Sohn an sich heran, legt ihm liebevoll die Hand auf den Kopf, als möchte er ihn vor kommandem Leid schicksalshafter Gewalttätigkeit bewahren: «In die Knie gehen wir nicht, wir schlagen zurück.»

Tod, Zerstörung - und die Resistenz des Lebens

In ihrer Kesselschlacht gegen Westbeirut hat die turmhoch überlegene israelische Invasionsarmee einen neuen Vernichtungskord aufgestellt. Auf den «Schwarzen Sonntag» (1. August) und den «Blutigen Mittwoch» (4. August) folgte jetzt am 12. August der elf Stunden lange «Schreckliche Donnerstag»: 500 Tote und Verwundete in der belagerten Stadt, 800 zerstörte Häuser, 220 Jagdbomber-Einsätze, 40.000 Granaten, Bomben, Raketen aus der Luft, aus Panzer-, Artillerie- und Schiffkanonen. Monotonen Zikadenstirp, enthaupete, von Granat-

sturz zerfetzte Eukalyptusbäume, Gesteinsbrocken, herabstehende Betonklötze, verkümmerte Eisenstangen, aufgerissene Fassaden. In Kanalisationsröhren gackern Hühner. Im schwarz verbrannten Schrebergarten ein vom Trümmerschaum seines Stalles ausgewegtes eingeschlossenes, brandnagertes Pferd, dessen tödliches Keuchen weitherum zu hören ist. Es riecht nach Brand und Verwesung. In grosser, blauer Höhe zieht ein israelisches Aufklärungsflugzeug über dem geschundenen Westbeirut seine Kreise.

Die Leere dieses Freitagmorgens wirkt beklemmend, die Stille atemberaubend. Die Palästinaerviertel von Sabea, Schatila, Burj Brajneh, auch der Schütenslum von Chiyah liegen in Trümmern. Hunderttausende von Israel-Flüchtlingen hatten sich hier nach 1948 eine Ersatzheimat aufgebaut. Zuerst in den Zeitstädten der Unwra-Hilfsorganisation, später in Hütten und Bidonvilles, dann mehr und mehr in zum Teil zweistöckigen Backsteinbauten. Jetzt, nach dem israelischen Bombenterror, beginnt das Elend von neuem. Ein neuer Treck, verzweifelt und ziellos, dem sich Massen von mitbetroffenen Libanonesen, vor allem das entwurzelte Schiitenproletariat aus dem Süden, anschliessen. Er endet vorüberhand in der Sackgasse des dahinsiechenden, nicht nur von den Israelis, sondern auch von Fliegen und Ratten belagerten Westbeirut, in Garagen, Werkhallen, brachliegenden Neubauten, leerstehenden Wehblocks und marmornen, von den längst ausgeflogenen

Superreichen zurückgelassenen Appartementshäusern.

Bei Tagesanbruch scharren einzelne mit blossen Händen oder mit schwächlichen Schaufeln in den Ruinen von Schatila herum. Sie schleppen weg, was sie von ihren Habeeligkeiten zu fassen kriegen. Kleiderbündel, Matten, Decken, eine Kaffeekanne und eine Blumenvase, einen zerschlagenen Polsterstuhl ohne Beine. Mit steifen Gliedern wagen sie sich immer zahlreicher aus Schutzlöchern, Verstecken, Notunterkünften hervor. Unnisiert, bleich, oft staubbedeckt, fallen sie sich in die Arme: «Hamdallah assalama» - Gott sei gepriesen, dass du noch lebst. In die Tränen der Rührung mischt sich Wut, wie bei dem 35jährigen, in Haifa geborenen Mohammed Najib Ajub aus Burj Brajneh, der weigert die Israelis als vielmehr die Araber verflucht: «Die Hunde lassen uns Palästinenser verrecken, ohne einen Finger zu rühren. Sie sind es, die Amerika mit billigem Öl und Petrodollarinvestitionen vollstopfen, aus denen letztlich Israels Rüstung und dieser Vernichtungskrieg gegen die Palästinenser finanziert werden.» Immer wieder das fassunglose Fragen: «Wir haben die Juden nicht vergast, das waren die Nazis in Europa. Warum um Gottes willen nehmen sie dann Rache an uns?» So Omar al-Haj, ein 35 Jahre alter Palästinenser aus Akko, Vater von acht Kindern, der nach der israelischen Invasion zuerst seinen Job in der Bordküche des Beiruter Flughafens und nun auch noch sein Zuhause verlor.

Wie auf anderen Kriegsschauplätzen bewirkt in Westbeirut angesichts all der menschlichen Verwundbarkeit, der so erdrückenden Massenhaftigkeit von Tod und Zerstörung die nicht untrutzkriegerische Resistenz des Lebens. Kaum ist der Bombensturm vorüber, geben die Wäscheleinen wieder hoch und werden an ausgelegten Schläuchen Wassereimer

abgeflut. Kaum ist das mörderische Granatfeuer durch, fliegen die ersten Fussbälle über die noch von Trümmern bedeckten Strassen. Ausgerechnet an einem Beirut Bankgebäude - wie könnte es im geschäftstüchtigen Libanon anders sein? - nehmen Maurer erste Wieder-
aufbauarbeiten vor.

Bombardierung von Spitälern

Der Alltag ist stärker als der «Schreckliche Donnerstag». Die Rückkehr zur Normalität ist nicht aufzuhalten. In einem unter der Wucht eines Volltreffers geborstenen Mietshaus hat man die aufgerissenen Küchen in Balkone verwandelt, auf denen geplaudert und Frischluft genossen wird. Eine Beirut Tageszeitung endet ihre Bildreportage über die grauensvollen Kriegsverwüstungen und die hoffnungslos verbrannten Kriegspopler in ihren Spitalbetten mit einer ganzen Seite: «Nach der Angst des Krieges», voll von Grossaufnahmen, auf denen an der schwerbeschädigten Corniche wie eh und je sonnengebadet, geschwommen, radgefahren und geschäkert wird.

Auch der Palästinenser Sami Faour, pensionierter Buchhalter, nach der Gründung Israels mit Gewalt aus seiner Heimat vertrieben, strahlt Zuversicht und ungebrochenen Überlebensglauben aus. Wir wandern durch das Trümmerfeld von Burj Brajeeh, vorbei an einem von Granatplündern zerstörten, auf palästinensische Lern- und Wissensbegierde zugeschnittenen Werbeplakat für Daktylolernen und Sprachausbildung. Sami hat drei Söhne, einer ist Arzt in Ägypten, einer studiert Mathematik an der University of Florida, der jüngste Stadtplanung an der University of Georgia. «Begin und Sharon behaupten, ihr Kriegszug gelte den «Terroristen», dabei wollen sie uns als Volk erlösen», erklärt Sami Faour: «Das ist ein Verbrechen, doch ebensowenig wie Hitlers Massenmorde das Judentum zerstörten, vermögen Israels Palästinenser-Massaker unser Volk auszulöschen.»

Zwischen Burj Brajeeh und Haret Hreik zerstörten israelische Phosphorbomben am Donnerstag eine von Schützen

bewohnte Mietskasernen. 111 Männer, Frauen und Kinder gerieten unter die Trümmerrmassen des achtschöckigen Gebäudes. 40 überlebten, eine Familie mit schwangerer Frau und drei Kleinkindern wurde tot geborgen, 41 Opfer mit hochgradigen Brandverletzungen lieferte man in die umliegenden Notspitäler ein, 25 Menschen liegen noch unter dem schweren Betondeckel. An seinem Rand, gespeist von einer nicht zu ortenden Quelle, hat sich eine riesige Blutlache gebildet. Ausser sich vor Verzweiflung versucht der Bruder eines der Verschütteten, die meterhohen Steinhäufen abzuräumen. Schließlich gibt er auf, fällt in die Knie, verbirgt sein Gesicht in den Händen und schreit in die stummen Trümmer: «Allah, strafe die Verbrecher, die uns dies antaten. Allah, gib mir meine Rache.»

Und er schleudert seine rechte Faust in Richtung des hochgelegenen libanesischen Präsidentensitzes und Prominentenverones von Baabda, wo General Ariel Sharon sein Hauptquartier aufgeschlagen hat und behält, das brennende und blutende Westbeirut zu Füssen. Hier, wo der israelische Propa-

gandcheber Benzi am Verständnis für die irrationale Vernichtungspaktion wirbt. Wo sich israelische Panzerkanoniere nach vollbrachter Schliesstar im Supermarkt «Abu Khalil» mit eiskaltem Erfrischungen versorgen und ein Soldat wippend vor einem Schützenpanzer als Klappmutter seine Gebete verrichtet, um «das Gebot» der palästinensischen Endlösung zu vollenden. Wo das kalte Wort Sharon die Runde macht, dass sich die anvisierten «schwarzen Zehrstreifen» in Westbeirut, das heisst die «PLO-Terroristen», nur unter Inkaufnahme einer Zerstörung auch von «weisen», das heisst zum Preis ziviler Opfer, treffen und vernichten lassen. Hier machen erschrockene westliche Beobachter auf das schreckliche Diktum des israelischen Brigadengenerals Dan Vardi aufmerksam, wonach die Bombardierung von Westbeiruter Spitälern dem Ziel diene, gegenüber der PLO militärische «Glaubwürdigkeit zu demonstrieren». Hier, was der strategischen Fernsicht von

Baabda, reduziert sich das von den Israelis im hilflos belagerten Westbeirut angerichtete Grauen und Leid zu abstrakten Feuerblitzen, schmerzlosen Einschlägen, geschlossenen Rauchpilzen und schwarzen Brandwolken, hinter denen die gepoingte Stadt am «Schrecklichen Donnerstag» immer wieder verschwand.

Nach Reagans «Erstörung und Schock» über das israelische Trommelfeuer scheint jetzt der vom US-Vermittler Philip Habib bereits vor einer Woche vorgelegte Plan eines ehrenhaften, nicht - wie Sharon forderte - demütigenden Abzuges der PLO-Kämpfer aus Westbeirut ernsthaft voranzukommen. Amerikanische Diplomaten vor Ort verhehlen nicht ihre Verbitterung darüber, dass wegen der «unsinnigen» israelischen Militäroperationen zwei, ja drei kostbare Verhandlungswochen und so viele Menschenleben verloren gingen. Die Unverhältnismässigkeit des israelischen Vorgehens versetzt selbst zurückhaltende westliche Beobachter in Rage: «Ein paar PLO-Heckenschützen genügen Sharon, um barbarische Feuerwalzen aus allen Röhren in Gang zu setzen.» Und der Zwischenfall in Jazieh, bei dem israelische Truppen auf einen vom US-Flugzeugträger «Forestal» per Helikopter einfliegenden Vorkommando der vorgeschobenen multinationalen Friedensstreitkraft schoosen und die gelandeten Amerikaner einem peinlichen Kreuzverhör unterzogen, treibt Sprechern der westlichen Supermacht noch heute die Zornesröte ins Gesicht.

Philip Habib kehrte am Wochenbeginn jedenfalls mit neuem Wind in den Segeln aus Jerusalem zurück. Die israelische Führung, so ist zu hören, habe ihre Einwände gegen Habibs Evakuierungsplan zurückgenommen. Gleichzeitig mit dem Beginn des PLO-Rückzuges wird also das französische Kontingent der multinationalen Friedenstruppe aufmarschieren. Auf das Vorlegen einer Namensliste der abzuziehenden PLO-Kämpfer an die Adresse der israelischen Regierung wird verzichtet. Auf der Zurücknahme dieser israelischen Forderungen hatte gerade



«Israel behauptet, der Feldzug gelte den Terroristen - doch die wollen uns als Volk erledigen»

Foto: Terry O'Rourke

auch das gewichtige Beirut Muslim-Establishment mit Saeb Salam an der Spitze bestanden. Dieser mehrmalige Regierungschef und Grand Old Man im exklusiven Klub der libanesischen Spitzenpolitiker hatte Yassir Arafat bereits am 3. Juli nach einem viele Stunden dauernden «harten Disput», wie der führende Linkspolitiker Walid Dschumblatt aussagt, die schriftliche Abzugserklärung der PLO abgerangelt: «Wir haben uns entschlossen, Beirut und Libanon zu verlassen, um Blutvergießen und Zerstörung zu vermeiden.» Das sollte je-

doch «in Ehren, nicht mit Hände hoch» geschehen. In einem «Weltwoche»-Gespräch gab Saeb Salaam zu Protokoll: «Mir liegt daran, diese PLO-Führung zu retten und damit die explosive Ausbreitung von Extremismus und Terrorismus in der ganzen arabischen Welt zu verhindern. Denn Arafat ist ein Mann der Mäßigung.»

(«Weltwoche»-Mitarbeiter Andreas Köhlschütter gab diesen Text aus dem «Commodore»-Hotel im belagerten Westbeirut durch. Die Übermittlung am Montagabend brach an dieser Stelle ab. Die Redaktion.)

Andreas Kohlschütter über die Ausreise der ersten PLO-Trupps aus Beirut

«Wir sind sehr allein»

Die ersten PLO-Kontingente haben das von den Israelis eingekesselte Westbeirut verlassen, weitere Einheiten sollen ihnen in den nächsten zwei Wochen nachfolgen. Syrien, Jordanien, Tunesien, Nordjemen, Südjemen, Sudan und Irak werden die Kämpfer aufnehmen.

Beirut. «Beirut, das war für uns die Freiheit. Wir machen Fotos, um uns an diese schöne Zeit zu erinnern.» Ich traf die vier palästinensischen Guerillakämpfer mit ihren grünen Tarnanzügen und um die Schultern geschlungenen Kalaschnikow-Gewehren in den Wohnblockräumen von Fakhani, unweit der zertrümmerten PLO-Hauptquartiere. Sie krippten sich gegenseitig, jeder postierte sich hinter einer zur Schau gestellten, nichtexplodierten Riesenschmuckdose made in USA.

Rundherum wird für den bevorstehenden Auszug der Fedajin aus dem von den Israelis eingekesselten Westbeirut gepackt. Auf Lastwagen stapeln sich Berge von Büromaterial und Möbeln der verschiedenen PLO-Organisationen. Von verkohlten Balkonen werden Aktenbündel geworfen und unten verbrannt. In den trüben Trümmerräumen mit ihren leblos herunterhängenden, chaotisch verknoteten Stromkabeln, angestarrt von Leuchtbomben, höllischen Mietshäusern, sammeln ausgezeherte Palästinensersoldaten ihr wenig an Hab und Gut für den Abtransport. Bei den libanesischen Koffelhändlern vorne am Maazra-Boulevard herrscht wieder einmal, wie so oft in den vergangenen Krisenjahren, profitabler Hochbetrieb.

Jaad ist 27 Jahre alt, Samir 26. Beide sind sie als Bauernsöhne auf der von den Israelis seit 1967 besetzten Westbank des Jordan geboren. Jaad in Jenin, Samir in Nablus. Beide sind sie verheiratet, die Frauen leben in Syrien. Man sieht sich für ein paar Wochen im Jahr.

«Die Fatah ist eine breite Bewegung»

Der 19-Jährige Musir kommt aus Jerusalem und besitzt als einziger der Gruppe einen gültigen jordanischen Pass, die anderen haben nur wertlose, von der PLO ausgestellte Identitätskarten. Die Familie des 23-jährigen Aime war einst in Haifa zu Hause. Er selbst wurde in Syrien geboren, im Flüchtlingslager von Yarbuk, am Stadtrand von Damaskus. Als der israelische Einmarsch in Libanon begann, brach er sein Elektroingenieur-Studium kurz vor dem Abschluss ab und folgte dem Ruf der Fatah zu den Fahnen. Alle vier sind sie Mitglieder dieser in der PLO dominierenden, von Yassir Arafat gegründeten Kampforganisation. «Die Fatah ist eine breite Bewegung, keine Partei», erklärt Musir, «jeder kann seine eigenen Ideen mitbringen, niemand zwingt uns eine politische Ideologie auf.»

Bei Kerzenlicht sitzen wir in einem verstaubten Büro am den wild-unordentlichen Schreibtisch. Als Briefbeschwerer zwei Handgranaten, als Aschenbecher eine alte Konservendose. Jaad liest aus seinem Kriegstagebuch vor, von jenem «Schrecklichen Donnerstag» am 12. August, als General Sharon seine Feuerwalze zum letzten Mal mitteillos auf Westbeirut niedergehen ließ:

«Nie zuvor empfand ich so viel Angst. Wir hatten wenig geschlafen und bereits begonnen, uns auf die Evakuierung vorzubereiten. Da fing um 5 Uhr früh das hässliche Krabengerauschk der Flugzeuge an, die sich auf

Beirut stürzten. So viele Tränen, so viele Kinder, die vergeblich nach Eltern, Milch und Wasser schreien. Ich werde diese Tränen, diese Schreie nie vergessen. Ich will die zersähen, die für das Massaker verantwortlich sind.»

«Die syrische Armee taugt zur Unterdrückung»

Die Verbitterung über politisches wie militärisches Scheitern der arabischen Staaten in diesem Krieg um Beirut, die «nicht einmal Reporter beschickten, um von unserem Kampf zu berichten», ist das dominierende Thema. Diese Wut ist größer als die auf Israel. In unserem kleinen Kreis wird über Syriens «Waffenstillstandes» geschimpft, über das «nirrtische Verhalten der syrischen Truppen im Kampf gegen die Israelis in der Bekaa-Ebene gelächelt und gelacht. Jaad verewobliche Präsident Hafis Assads Namen zu «Hafid», um dessen Feigheit vor dem Feind zu unterstreichen. Samir meint böse: «Die syrische Armee taugt wie die all der anderen arabischen Diktaturen nur zur Unterdrückung des eigenen Volkes, nicht zum Einsatz gegen die jüdischen Kolonialisten.»

Gleichzeitig mit solch radikalem Aufbegehren wissen diese vier PLO-Soldaten um ihr Existenzdilemma. Sie sind auf die ihnen zutiefst verhassten Araber-Regimes angewiesen. Sie können jetzt nicht anders, als den langen Marsch in die arabische Verbannung anzutreten, über deren Härte sie sich keinerlei Illusionen machen. «Die Syrer werden uns sofort in Militärcamps einsperren. Dort oder in Gefangnissen unkommen ist sinnlos, wir hätten für Beirut sterben sollen, wir sind sehr, sehr allein.»

«We are on schedule» - «es läuft alles fahplanmäßig», rief der US-Offizier in Zivil erlich-

ten in sein Funkgerät. Um 05.30 Uhr waren 350 stämmige französische Fallschirmjäger der Marineinfanterie (grünes Käppi) und der Fremdenlegion (rotes Käppi) im Beirut-Hafen an Land gegangen. Und jetzt, knapp sechs Stunden später, rollen auf drei Lastwagen der libanesischen Armee die ersten der rund 400 PLO-Kämpfer vor die »Sol Georgios«-Autofähre aus Limasol zum Abtransport via Zypern nach Jordanien und nach Irak.

«Die Chance sozialistischen Wandels»

Zu Beginn der vom unterirdischen amerikanischen Unterhändler Philip Habib ausgetühten hochkomplizierten Evakuierungsaktion - sie betrifft mit Israel, PLO und Libanon drei Parteien, die nicht direkt miteinander verkehren und sich völkerrechtlich nicht anerkennen - hatte es allerdings nicht nach einem reibungslosen Verlauf ausgesehen. Entsetzt schrie ein steifhänger französischer Generalstabsoffizier den unruhigen israelischen Hauptmann an. Eigentlich hätte schon am Vorabend die libanesischen Armee diese israelische Hafenposition übernehmen und sie bei Sonnenaufgang dem französischen Vorkommando der multinationalen Friedensmacht übergeben sollen. Doch die libanesischen Armeeführung scheint anscheinend vor zu hastigen Israel-Kontakt zurück. So jedenfalls schildert es der am frühen Morgen regie-führende, rotbraun gebrannte Zahal-Oberst aus Tel Aviv den französischen Kommandanten.

Diese Arroganz gegenüber einer demoralisierten Libanon-Soldateska, deren militärische Einsatzkraft durch die politische Zersplitterung im Lande und im Offizierskorps immer wieder gelähmt wird, hat ihre Gründe. Das sollte indes dem schwächlichen, von allen Seiten okkupierten Land, dem Israel ja staatliche Wiederaufbaufähigkeit verspricht, nicht ständig und in so penetranter Weise über die Nase geschrieben werden. Zweifel

an der Reinheit israelischer Versprechen, Libanons Souveränität hoch und heilig zu halten und sich nicht einzumischen, ja sich in Bälde zurückzuziehen, sind angebracht. Die Evakuierungsaktion, die zwei Wochen dauern und später auch über den Landweg nach Syrien abgewickelt wird, läuft pünktlich an. Die 400 PLO-Kämpfer, zu zwei Dritteln Mitglieder des aus Jordanien stammenden »Badra-Bataillon« der palästinensischen Befreiungsarmee, zu einem Drittel Angehörige der in Irak rekrutierten »Arabischen Befreiungsfront«, treten im Weibeirut Sportstadion zum letzten Appell an. Hier kommt Emotion auf, hier spürt man etwas vom Ende eines historischen Kapitels - auch wenn PLO-Chef Arafat dem Anlass fernbleibt.

Als über Lautsprecher die Fatah-Hymne »Biladi, Biladi« (»Mein Land, mein Land«) ertönt und von der Menge mitgesungen wird, als in Sprechchören »ain bilwah, rashedya, mya mya, scharifa, sabra, urchbourj brajnech«, das heisst der von den Israelis niedergewälzten palästinensischen Flüchtlingslager in Libanon gedacht wird, fließt manche Träne. Klageweiber machen dem allgemein empfundenen Schmerz Luft. Auch der führende libanesischen Linkspolitiker und Drogenchef Falid Öschambilat weist: »Die Chance sozialistischen Wandels in Libanon ist für lange Zeit vertan. Unsere nationale progressive Bewegung war ganz auf die PLO ausgerichtet.« Wieder werden in Libanon zusammengekommene Palästinenserfamilien auseinandergerissen, bleiben Frauen und Kinder der abziehenden Kämpfer in Beirut zurück. »Waren muss dieses Volk einen neuen Exodus erleiden?« ruft ein libanesischer Linksjournalist laut aus. »Weil es die Araber so wollen«, antwortet ihm mit belegter Stimme einer der bepackten PLO-Guerillas.

«Kopf hoch, wir sehen uns wieder»

Zehntausende von Menschen ziehen am drei Kilometer langen Weg vom Stadion zum Hafen. Was wie der ungute Stakkato-Lärm einer grossen Infanterieschlacht tönt, ist das Feuer aus automatischen Gewehren, Maschinenpistolen, Maschinengewehren, von Panzerabwehrgeschossen, Mörsern und Flabgeschützen in die Luft. Eine bizarr traditionalistische Ehrung und Trauerkundgebung für die tapferen Fedajin, unkontrolliert, anarchisch, zerstörerisch, wie es in diese Beirut-Landschaft passt. »Kopf hoch, wir sehen uns wieder, in Jerusalem, Jaffa, Haifa«, steht auf einem Transparent, das eine ärmlich gekleidete Frau mit zitternden Armen hochhält. »Alle Wege führen nach Jerusalem«, heisst es auf dem von einem kleinen Jungen hochgestreckten Plakat. Doch irgendwie ist es ein Abschied ohne Glanz und Gloria, bei dem auf allen Seiten zueinander gemischte Gefühle mitschwingen, noch zu viele Gewinn- und Verlustrechnungen offenstehen. Die Schlacht um Weibeirut ist zu Ende, der Kampf um Palästina geht weiter. Der Libanon, aus dem rund 10 000 PLO-Guerillas abziehen und in dem rund 400 000 palästinensische Flüchtlinge zurückbleiben, zum grossen Teil neu entwurzelt und verelendet durch israelische Zerstörungswut, kommt aus dem nahelichen Spannungsfeld nicht heraus.

Auf den Lastwagen, die sie zur Pier und »Sol Georgios« führen, bleiben Wasserflaschen aus Plastik, Arafat-Pommes, siegverkündende Palmenzweige und heroische Spruchbänder abfallartig zurück. Eingehüllt in Palästinenserfahnen, schwerbeladen mit grobem Sack und Pack, mit ihren amerikanischen oder sowjetischen Schnellfragengewehren, auch Panzerabwehrraketen (RPG), die nach dem Betreten des Schiffes in Container verschlossen wurden, drängeln sich die Fedajin durch die libanesischen Polizeikontrollen. Eine gewissenhafte Namens- und Identitätskontrolle findet

nicht statt. Wer bleibt? Wer geht? Wer kommt auf Umwegen zurück, entgegen der feinsten Überzeugung eines einheimischen Polizeioffiziers, dass es «für diese Leute keine Rückfahrkarten gibt»? Nichts verdeutlicht die Unlösbarkeit des Palästinensersproblems mit militärischen Mitteln besser als diese untaugliche Ausreiseprozeder und fragwürdige Aufstellung von Evakuationslisten.

«Dieser Krieg war für uns zu gross»

Jaad, Samir, Aime und Muir sind durch viel Schaden jedenfalls klüger geworden. Das zeigt ihr Widerspruch und Konsens im eigenen Kreis. Wenn Samir die «Terroristen»-These vertritt: «In dieser Welt hat nur der rechte, der stark ist und Gewalt anwendet», so hält ihm Muir sofort und letztlich mit Zustimmung aller entgegen: «Wir dürfen uns durch die Macht der Gewehrläufe nicht wieder blind schlagen lassen, wir müssen politisch handlungsfähig bleiben.» Und wenn Aime sich für die Auslöschung Israels und den «neuen Palästinastaat für Juden, Christen und Araber» einsetzt - «Wie könnten wir denn einen eigenen Ministerrat neben dem mächtigen Israel aufbauen?» -, opponiert Jaad im Verein mit dem Rest: «Die arabischen Regierungen, die 1948 den Teilungsplan der Uno ausschlugen, machten einen grossen Fehler. Und sie gaben uns die falsche Hoffnung, dass wir uns je wieder ganz Palästina bemächtigen könnten. Nichts oder alles hiess damals die Parole, an die bis vor diesem Krieg gegen Israel auch viele unserer Kämpfer glaubten. Jetzt verstehen sie, dass wir jedes Stück Palästina nehmen müssen, das noch zu haben ist. Sonst können wir nie unsere palästinensische Identität beweisen, der Welt nie zeigen, wer wir eigentlich sind.»

Die vier PLO-Kämpfer blühen nicht mit Heldentaten und blutigen Kriegseinsätzen. Sie erzählen im Gegenteil - Wahrheit oder Legende? - von einem per Flaschenpost an einem Westbanker Frontabschnitt hin- und hergeworfenen, von israelischen Soldaten initiierten Gentlemen's Agreement, nicht aufeinander zu schießen. Und sie gehen ohne Umschweife und arabische Ausredekünste zu: «Dieser Krieg war für uns viel Nannern zu gross.»

Andreas Kahlbacher



Keine Hoffnung beim Abzug: Palästinenser in Beirut

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1983

wird

FRAU GISELA BLAU

für ihre Serie

"FRAUEN, DIE GANZ OBEN SIND"

erschienen im Blick von

22. bis 31. März 1983

verliehen

Zürich, 15. April 1983

DIE JURY

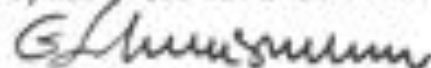


(Dr. Hans W. Köpp)

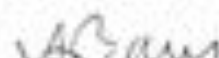
(Hilf. Dir. Marie-Louise Baumann)




(Prof. Dr. Gerhard Schmidchen)



(Dr. Arthur Baur)



(Dr. Walter Stutser)



Dr. Jenny Schneider
Erste Direktorin des
Schweizerischen Landesmuseums



Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet hauptsächlich als Hausfrau. Aber erst eine winzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor - Frauen, die in Männerreserven eingebunden sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stun-

den im Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verzichten auf viel Privates. Sie sind alle sehr feministische Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emanzipiert.

«Man sah grosszügig darüber hinweg, dass ich einen Rock trug!»

1 Jenny Schneider gehört zu jenen Schweizerinnen, die sich noch stärker als jüngere Frauen mit männlichen Vorurteilen gegen weiblich. Doch heraus-schlagen mussten. Sie hat sich damit nicht durchgesetzt. Nicht mit frauen-rechtlichen Argumenten, sondern durch unlikable Lehren.

Vorläuferin ist die Grand, schreibt Frau Dr. Schneider das Pionier-Projekt als einer weiblichen Direktorin des Schweizerischen Landesmuseums be-schrieben. Verunsichert ist - es muss aus dem Hauptbüro sein Kollegin, die schwermütliche Ma-nier zwischen Geist und Fremdheit liess, eine solche Lebens geht es da ein-Durchbruch.

Die Museen waren seit dem Jahre der Dekretierung in Kantonsstädten. Die sie sich 1996, wurde aus Wien, wie sie sagt, um eine offene Stelle am Schweizerischen Landesmuseum bewarb, sich wehrte nicht

ding von Vorteil. Aber sie war eine ungegründete Experten der Glanzzeit. Ihre neue Dekretierung mit dem Thema «Die Schweizerinnen von Lukas Guter in Tagesgespräch in Baden-Aleu empfing.



«Als ich jung war, gal-ten Frauen, die Kunst-geschichte studierten, als Luxus-Kindli.»

Im Frauen steht, sie so be-kommen, schenkt sich Frau Schneider, sich keine eigentlich nur deswegen eine Öffnung eingewirkt, weil ich Geld verdienen musste.

Dass Jenny Schneider eine Frau war, spielte die in diesem Fall nicht weiter

«Das Landesmuseum be-kannte selbst durch die grösste Unterstützung von Schweizer Bundeskanzlerin, schenkte sich die Kunstgeschichte. Das sah man gewöhnlich darüber hinweg, dass ich ein-mal Rock trug.»
Als Anreiz mit Lan-

desmuseum, beantwortete die junge Fachfrau vor al-len Fragen aus dem Publik-um.

«Wie konnte ich als ein Experte arbeiten, fand sich Jenny Schneider, ich habe ein Wartezimmer ein-richten lassen für die Besu-cher, die um diese Kultur-beruf einer dem Amt zu sein kommen.»

Das Landesmuseum gibt den Kunstschaffenden ganz alle Anzeichen, dass es nicht in eigenen Leben die ge-nau über die angestrichen-ten Schweizer Antiquarier kommen.

«Wir mussten uns keine Sorgen über das Wort, erklärt die Direktorin.

1981 änderte sich für Jenny Schneider alles. Das damalige Staatsministerin, Dr. Friedl Vogt, veranlasste eine Mitarbeiterin aus einer Kantonsstadt und ging dazu, die Kompetenzen

neu zu verteilen. Als die Sprache auf die Kantone und Tessin kam, so dem das Landesmuseum zu sich ist, waren sich alle Männer am Tisch einig.

«Mit Stutzen und Klei-den wollte keiner etwas zu tun haben. Als einzige Frau war ich also plötzlich Kommissarin für Tessin, Lugano - und natürlich für meine angestammte Glanzzeit.»

Nach immer sich die Tessin-Chiefin Dr. Maria Bussard und arbeitete, das Landes-museum wählte sie im Ausland, um Kurse zu be-suchen, vor allem nach Lyon, im internationalen Studien-zentrum für alle Länder.

«Ich lernte alles, was es über Kultur zu lernen gibt. Und selbst da - mein erstes Gefühl machte mir mein Kuratorium. Das hat mich bis heute nicht gelassen.»



● Dr. Jenny Schneider: Der erste weibliche Direktor des Schweizerischen Landesmuseums.

Auch privat mag Jenny Schneider schöne Kleider, selbst gerne in Sommer, aber nicht in schillerndem.

Sonntags täglich wandert Dr. Jenny Schneider durch das Landesmuseum, nicht nur, auch in den Besucher hinein.

◆◆ Wenn einer bei mir im Büro das Rad schlägt, nehme ich den Basler Humor zu Hilfe. ◆◆



Wie?

Kann ich kontrollieren Frau Schneider, wenn wieder die Art und Weise, wie die Schweiz aus einer Zeit hervorgeht und, wenn die Lebendigkeit der Zeit (mit 250000 Besuchern nach der ersten Jahresfeier)...

Zur grossen Freude der Ex-Exhibitorin sagen besonders die Lebensbilder die Faszination der Menschen an... «Was will ich wissen, wie unsere Verhältnisse geachtet sind und wie sie auch geachtet haben».

1971 wurde Jenny Schneider Vizepräsidentin. Und wir Anfang dieses Jahres in der folgenden...

Beliebt sie nicht, dass administrative Pflichten die die Zeit für wissenschaftliche Arbeit entziehen?

«Ich will nicht immer mehr eine Praktikerin als eine Forscherin, ich hätte also nie eine Universitäts-Karriere einschlagen wollen. Dafür organismen ich das Leben gerne - es gibt sogar Leute, die mich als eine Art Wagnist Theater, als zweite weibliche Lady...

In der Tat: Es ist sicher besser, diese weibliche Ex-Exhibitorin nach tödlichen administrativen Pflichten unter die Augen zu nehmen.

«Mein Bruder und ich haben eine klassische Mutter, die nur für die Familie da war. Wie gewiss eine überaus glückliche Jugend - aber wir mussten gehen».

den. Sieht die Spitze auf
nach der Türe.

Anna Schneider glück-
liche Jugend fand in Holland
auf, wo der Vater Instruk-
tor der Landwehr-
Offizierskinder in Dordrecht
war. Erst kurz vor Ausbruch
des 1. Weltkriegs leitete der
Kunstlehrer mit seiner
Familie nach Basel zurück.
Dort besuchte Anna
Schneider die Schule und
erhielt Kunstunterricht,
Hausarbeit, Englisch und
ein Nebenfach allgemeine
Geschichte.

«Ich bin mit der Kunst
aufgewachsen und habe sie

in verschiedenen Dialekten
fast nur später erlernen
lernen.»

Als Anna Schneider zu
studieren begann, war die
Welt «Kriegsgeheimnis»
nicht verstanden. Der Vater
warnte sie denn auch vor
dem «deutschen Kunstzei-
tungen. Aber es verbot sie
nicht. Und als die junge
Frau darüber las, da
denn glücklich die Wun-
derwelt.

«Ich bin jung von, gelbes
Frauen, die Kunstgeschichte
studierten, als Juroren
Es, die etwas Schönes lernen
wollten, bevor sie eine gute
Partie machten. Denn, die
Geld verdienen wollten,
wusste ich Lehrenten.»

Dr. Anna Schneider über
verweilt als Kunstlehrerin
in einer der beliebtesten
Meyers der Schweiz, für die
Arbeit von morgens 7 Uhr
12 bis abends um 6, und
Zehn muss sie noch als
Vorleser haben. Ammen
erkrankte sie sich in ihrer
Dauer Arbeitszeit.
Die Lehrzeit muss an-
dere mit Kunst und Bi-
scheitlich ergründet ist,
und die sie überbringt.

«An normalen Abenden
bin ich so müde, dass ich
nicht nur mich beim Lesen
von Plätzen und bei teil-
weise Lektüre entspannen
kann.»

Denn hier ist Kunstver-
stehen, wichtige Kräfte zur
den «epischen»
Sprachen - Frau Schen-
der beherrscht Deutsch,
Englisch, Holländisch,
Französisch und Italienisch.

«Das Leben war ich eine
Doktorin Frau Wille von
den Duden - in New York
ging ich sogar mit Mann zu-
hause.»

Anna Schneider verließ
mit beruflich im Ausland,
genau nach Holland, wo sie
jeden Jahr mindestens eine
Wache verbringt.

«Besonders gerne lese ich
die Schreier, wo ich mit
meiner weißen Herrlichkeit
einblicke. Können Sie die
italienische Wägen Teller?
Über die Agrarwirtschaft?»

Anna Schneider lernt
neue Fremdsprachen, die sie
so wenig als sechs. Ob-
wohl sie gerne liest, liest sie
den Fremde nicht verstehen
sie und verstehen ihnen dann
zu Hause mit Kultur.

Sie liest allein, und zwar
gerne.

«Ich wurde von Anfang
an, das meine Karriere
mein Privatleben verlaufen
wäre. Aber man muss die
Lehrer-Schreier lesen.
Ich erweckt nicht für die
Arbeit.»

Obwohl Frau Schneider
sich gegen die große
männliche Vorurteile be-
kämpfen müssen, so ist
überzeugt, dass die Einstei-
gerin kein Thema für sie
ist.

«Wie befinden sich in ei-
nem Einsteigerpaar
und müssen die Männer
Zeit lesen, sich an neue
Gegebenheiten zu gewöh-
nen.»

Die Naturwissenschaften und
Technik, die sie sich so
hohe Ansprüche stellt, was
sie nicht. Auf eine Ge-
heimwelt gegen die auf-
merksamen Themen der
Schönheit.

«Was einer bei mir in
den die Red schlägt, wenn
ich meine Baden He-
me in 1918 und heute die
bewusst war.»

EINE SERIE VON
GISELA BLAUZ

FOTOS:
NELLY SCHAMBERGER

MORGEN:
Mode-
Zarin
Ursula
Rodel



● Jenny und ihre Welt: das Landesmuseum.

Ursula Rodel
Modeschöpferin und
Film-Kostumentwerferin



Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet hauptsächlich als Hausfrau. Aber erst eine winzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor - Frauen, die in Männerreserven eingedrungen sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stun-

den im Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verzichten auf viel Privates. Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emanzipiert.

**«Bei wichtigen Anlässen
kleide ich mich immer
ganz schwarz - um
mich zu verstecken!»**



● Ursula Rodel: schüchtern und zurückgezogen ...

2 Was Ursula Rodt zum erstenmal nicht, hält sie für selbstverständlich. Mit ihrer etwas geschminkten, zweifarbigen Kulthaut, dem tabellarischen Make-up und eigenswilligen Goldschmuck könnte sie direkt einen Journal für die topmodische Wirklichkeit anfertigen.

Aber diese Frau, die so wichtig die Schweizer Mode beeinflusst, ist kein Yang, nicht einmal thöricht. Sie besitzt aus vielen Nervenzellen ein ständlich funktionierendes Gehirn.

«Ich bin schüchtern und zurückhaltend», spricht Ursula Rodt. «Wann ich etwas Wichtiges vorlese, ist alles, was ich mit meinem Leben zusammenstellen muss, würde ich auch immer ganz schnell, so stark es vertrieben.»

Dabei ist die Modeschöpferin alle Prämienbesitzerin, von allem hat.

«Und nur meine Manieren - Sätze, Bewegungen, Wille, Gelassenheit.»

Ursula Rodt hat ein alchimisches Leben und ist mehr, als vor zehn Jahren begann. Damals sagte sie in Zürich von Geschäft mit eigener Mode, die sie «Thema Schokolade» nannte. Sie gründete es mit Kolle-

«Wenn eine Frau in mein Geschäft kommt und sagt, sie hätte eigentlich ganz ein Paar Kleider, aber sie heute verleierte doch lieber ein Kleid, weil sie die Kleider nicht im Haus tragen würde oder weil sie diesen Mann nicht gefallen würde - dann will ich sie nicht einfach ablehnen, die sie kaufen, was sie ursprünglich spezies haben wollte - aber ich gebe mir Mühe, die Anforderungen zu erfüllen. Es ist mir und meinen Kolleginnen leicht, wenn eine Kundin wieder geht, statt etwas Falsches zu verkaufen.»

Wie soll man Ursula Rodt, Aktivist beschreiben? Durch die kontinuierliche Arbeit mit unterschiedlichen Medien ist sie unerschrocken der Körper - und sie scheint ein Bewusstsein zu sein, als würde sie es zeigen.

Das Land und täglich auch die weltberühmte Schweizer Filmkomposition Catherine Demaree, die Ursula Rodt die Kunst der Vermittlung von Film Freunden und Kollegen nach Frankreich brachte.

«Die politische Situation, bewegte sich darin und fand alles so weit. Aber die Arbeit meine Modelle ist, und auch eine Mode müsste sie, die Kleider seien ja doch sehr gut, sie gefallen dir, und sie hätte sich wohl gefühlt.»

Das Resultat Ursula Rodt erwartet die Kritiker für den darauffolgenden

Dieser politische Jung Frau ist mit ein Schwarm, so werden im Westen aufgetragen, was immer die unterschiedlichen diese unterschiedlichen Szenen, dann können nach Erfahrung kann sie weiß sie den Herrung von unterschiedlichen, Hotel an Hotelkette in die unteren sozialen Strukturen geprägt und geschickt.

«Ich bin die weibliche von der Geschwindigkeit, erzählt Ursula Rodt. «Nach der Schule machte ich keinen richtigen Beruf, kein Service in der Gastronomie und in der Küche, ich machte besonders gute Desserts.»

Die Dinge arbeiten fast, die Kinder haben die besten Werte nur von mir, wenn «Eigentlich sind wir nicht glücklich gemacht.»

Als Ursula die Karriere nachschauen beschreiben wollte, fand der Vater die so unannehmlich. Sie sollte Kirchen werden. Durch das machte Ursula nicht, Sie

entschied sich so bald für die Kindergartenerwartung, aber als die Schweizer, die in der Tradition die arbeiten, die Tradition wurde Schule in Waadt, was wichtig, ging sie sehr schnell.



«Zum Arbeiten brauche ich Musik, die mir unter die Haut geht - und die Haare vibrieren lässt.»

genom, die teilweise auch immer dabei sind.

«Zwei arbeiten wir so hart und sind so stolz daran beteiligt. Aber die Kleider werden ausschließlich das Akzeptieren Ursula.»

Die erste Kollektion bestand aus einem Dutzend Stücken, alle aus Gattungen, John de von Frauen.

«Ich wollte eine Grand gebende einführen, mit Farbe, Material, gegen Buch, weiches Japs, Haare. Schon damals enthält ich eine Berufskleidung.»

Die Idee war so gut, dass sie sich nach alljährlichen Harren durchsetzte. Soher in «Thema Schokolade» für eine tolle Frau die Thema, nicht nur eine gewisse Weltanschauung.

«Man ist ein Architekt, hat auch ein Werk, ich habe nicht von selbst. Es kommt darauf an, wie man es mit Leben erfüllt, diese Gebilde und Bewusstheit zwischen der gemacht.»

Ursula Rodt will also, dass die Kleider, die sie gemacht, die Persönlichkeiten ihrer Trägerinnen unterstützen.

«Die Filme inspirieren die Schweizer Modeschöpferin, wie sie die Kleider für «Freizeit» gemacht. Und als Professor Fellus (Die Stadt der Frauen) dachte, war Ursula Rodt seine Ideenansätze dabei. Sie entschied sich nicht als Film zu Konzeptionieren, sondern als Modell.»

«Das sind eigentlich und persönlich, Catherine ist privat ganz anders als man sie kennt, viel einfacher und natürlicher.»

Der Film inspiriert die Schweizer Modeschöpferin, wie sie die Kleider für «Freizeit» gemacht. Und als Professor Fellus (Die Stadt der Frauen) dachte, war Ursula Rodt seine Ideenansätze dabei. Sie entschied sich nicht als Film zu Konzeptionieren, sondern als Modell.»

«Die Wachen sind Teil der neuen Generation. Ein physischer Perfektionist, ich möchte nicht unbedingt für ihn arbeiten. Es würde mir viel zu wenig Spielraum lassen, so können sich selber um jedes Detail, dass ich habe wahrscheinlich viel über die Filme gelernt.»

«Ich verstehe erlaube ich mich nicht mehr im Stehen vor der offenen Kühlschrank-Türe...»



Nach den drei Leberplatten besuchte Ursula Rodt in London ein Jahr lang etwas die Modewelt - und hatte eine Bestimmung gefunden.

«Ich war selbst noch ungeboren.»

Nach der Rückkehr in die Schweiz organisierte Ursula Rodt zwischen Modeschulen und ging dann als Einzelkäuferin mit Vorstand-Erwählung in Zürich. Nach einem halben Jahr-Lohn stand es für sie fest: Sie wollte selbstständig werden. Und gründete «Thema Schokolade».

«Aber, was vorher war, ist für Ursula Rodt überflüssig.»

«Freizeit gefahren für eine die Kleider von Catherine, die sind unerschütterlich sind. Dann merkte ich, dass die Frau unerschütterlich war und sich die Kleider unerschütterlich machen muss.»

«Freizeit ging Ursula Rodt, die Individualität ganz sicher, viel wie kein Kleid ist die Liebe selbst, selbst, langweilig.»



● Modeschöpferin Ursula Rodet in ihrem Element. Oft zeichnet sie bis ins Morgengrauen ...

«Früher sammelte die Rodet Gegenstände aus dem überquellenden Adress- und Telefonbuch des Bundes an. Kaltes.

Ursula Rodet will aus einer Freundin eine Wohnung in einem

Abschliessungsschritt mit dem besten amerikanischen Holzwerkstoff für den guten Morgen vom Mecklenburg.

«Hans Bruchler ist ein Mann aus Neugöttingen wie Bruchler hat, diese Namen sind unter die Haut gehen und die Haare schneidern lassen.»

Ursula Rodet liest sehr sorgfältig, bedauert, dass sie zu wenig Zeit hat zum Lesen. Das kommt sie auch aber täglich zum Kopieren.

«Ich arbeite mich nicht mehr im Kopieren von alten, seltenen Katalogen an. Ich mache nur jeden Abend Gemacht, Fisch gibt es, Alkohol trinken ist fast verboten. Aber das Rauchen kann ich immer noch nicht lassen.»

Ursula Rodet trägt selbst

die Prototypen ihrer Modelle. «Es merke ich am besten, ob ein richtig konstruiert sind. Personal Service ist sehr wenig Kleidung. Vor allem keine Kleider.»

Die Modeschöpferin hält nicht von Mode-Läden. Sie will es nicht gern, wenn Frauen für die Einkäufe auf die Strasse gehen.

«Mir schmeckt, es kitzelt mich nur über das Gesicht. Ich will, es gefällt, ich will es sein. Ich bringe mich.»

Sie will nicht sein - das ist die Leidenschaft Ursula Rodets, die sie auch ihren Kunden mitteilt. «Schlagen

ihre Kunden sind meine Frauen, die sich die selbst nennt Rodet. Sie hat keine Kunden. Aber es kommt auch immer mehr Frauen aus der Fachwelt mit einer Fachberatung an.

Die Mädchen vom «Thema» haben nicht viel von diesem Geld. «Diese Kleider sind auch in der Herstellung teuer.»

Langsam wurde die Nachfrage, dass Geld allein wird nicht glücklich macht, aber unbedingt. Sie hat keine Auto, der schwarze Mercedes fährt sie mit dem Helmschutzhelm nicht mehr. Aber sie würde gern gerne einen machen, nach Argentinien etwa.

«Das kann ich mir natürlich nicht leisten.»

Aber auch viel wichtiger ist Ursula Rodet. Wenn nach Verwirklichung beruflicher Pläne, die meisten ihre eigenen Bedürfnisse erreichen, die haben gern einen Spinnstuhls für Rodet-Schuhe, Ankleider, und viel für die Produktion der eigenen Leder- und Stoffe. Sie möchte ständig Experimente aus dem Morgengrauen machen um sich die Produktion eines Kleides mit ihrem Namen.

Warum sollte Ursula Rodet das alles nicht fertig bringen? Das Mädchen vom Helmschutzhelm hat ein eigenes Kraft der Einmischung in die internationalen Modewelt

geschicklich. Sie geht in den Schloßparken, Rosen, die sich ihren Eingebungen anpassen. Und sie kann sich wunderbar sehr fächerhafte Wäckerlein werden lassen.

EINE SEME VON
GIELLA BLUM
FOTOS
DAVID LANG

MORGEN:
Berner
Diplomatin
Catherine
Krieg

Catherine Krieg
Diplomatischer Sekretär
von Aussenminister Aubert



Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet körperlich als Handlari. Aber erst eine winzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor - Frauen, die in Männerreserven eingetragene sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stun-

den im Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verrichten auf viel Privatleben. Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emanzipiert.

«Der gehobene Bundesdienst ist keineswegs weiberfeindlich!»



● Catherine Krieg - Aussenministerin - Genéve.

3 Catherine Krieg lernte mehr als andere Schweizerinnen, Sie begreift ihren Beruf, denn der Chef ist der Schweizer Außenminister Pierre Aubert.

Seit 1966 ist Madame Krieg einer der besten Sekretärinnen des Auswärtigen. Sie kümmert sich um eine diplomatischen Aufgaben, die andere um die parlamentarischen und Bundesratsgeschäfte. «Wenn der Deputationsleiter eine Auslandsreise unternimmt, helfe ich ihm bei der Vorbereitung der Gespräche und nehme selbst daran teil. Das gleiche gilt für die Visiten sowie ausländischen Besucher in Bern.»

In dieser Tätigkeit geht Catherine Krieg den Pflichten von Texten und diplomatischen Notizen, die Seiten der täglichen Presse und der Berichte der Schweizer Botschaften im Ausland. Jeden Tag erbringt ein Rapport beim Chef.

Catherine Krieg vertritt eine Mehrheit - nur 28 der 303 Schweizer Kantondiplomaten und Frauen.

«Es gibt in dieser professionellen Berufswelt karriere, wirtschaftliche, keine Frau Krieg. Nur haben sich junge Frauen aber lange nicht an diese Aufgabe herangewöhnt.»

Das gilt mindestens seit 1965. Damals wurden erstmals Frauen für Diplomatenstellen zugelassen.

«Diese Situation war notwendig, um die Schweizer Universitäten der Frauen helfen konnte, um eine Nachwuchsarmee zu bilden.»

Zunächst hoch in der Position der «Ständehelferin» der Diplomaten, bei Frauen wie 60 Männern.

Auch Catherine Krieg ist Weibchen. Sie kam in Luzern zur Welt, besuchte dort Schule und Universität, schloss ab am dem Lyceum in den Fächern Wirtschaftswissenschaften.

Yves Krieg war Italiener, die Mutter blieb bei Catherine und den

ersten älteren Geschwister zu Hause.

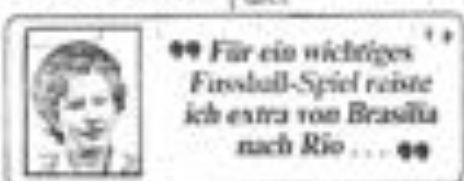
«Niemand legte mir dabei besondere Hindernisse in den Weg, im Gegenteil, mannet sich die junge Diplomatin. «Die ganze Familie unterstützte mich die Politik, wie immer. Und wir haben Freunde im Fünfsprachen.»

So mahlte sich die aus-

Frage seinem Hobby, dem Skifahren, hinzu. Denn sich die Diplomatin, sich besorgte mehrere Anforderungen.

Gleich unentbehrlich kam noch Postfachdienst dazu.

«Ich wurde nach Brasilien versetzt, erst im Rang einer dritten, später einer zweiten Botschaftsekretärin.»



studierte. Politischwissenschaftler eines Tages für die Aufnahmepflicht 1970 in den diplomatischen Dienst.

«Das ist eine strenge Angelegenheit. Ich habe Frau Krieg nicht interviewt, wenn nicht, was die stützt.»

Der Prüfung muss jünger als 30 sein, das Schweizer Bürgerrecht besitzen. Ausserdem muss er vollständig gesund, bei insgesamt 100, sein.

Die Themen sind bekannt, über die man er-schöpfend Bescheid wissen sollte - Geschichte, Wirtschaft, Recht, etc.

Zwei Wochen lang werden die Kandidaten von Experten geprüft, Diplomaten, Politiker und Hochschullehrer. Wenn man die Prüfung bestanden hat, ist man eine neue Chance bekommen.

Dank der Neugier des interessierten Lesers:

«Das erste Jahr verbringt man in Bern und Gené, das zweite Jahr aber bereits im Amt einer Botschaft.»

Catherine Krieg machte über Karriere gleich mit einem Triumph - in allerseits der ersten Kandidatin in Lima, Peru. Dort lernte sie unter anderem eine fünfte Sprache, Spanisch, Französisch, Deutsch, Italienisch und Englisch beherrscht sie bereits.

«Und ich konnte in

Auch Brasilien war für eine von Catherine Krieg prägen. Leidenschaftlich. Die sportliche junge Dame liebt den Fussball, ist seit ihrer glücklichen Anbahnung von Luzern Sports.

«Es kam mir, dass ich für einen wichtigen Match von Brasilien nach Rio reiste. Ein Spiel im Maracanã-Stadion vor ein halbes Millionen. Erlebnis, 100 000 Menschen! Man musste jedem Brasilianer, auch dem nicht an Fussball Interessierten, einen schönen Match obliegen lassen.»

Schliesslich erinnert sich Catherine Krieg an die Nationalmannschaft, die Brasilien 1974 zum Weltmeistertitel geführt wurde.

«Die Kollegen von der holländischen Botschaft wurden eine Weile nicht schief angesehen...»

Natürlich besteht die Hauptaufgabe eines Diplomaten im Ausland von hohem Ansehen, darunter steht er sein Land bei einer fremden Regierung. Es muss aber auch seine Heimat über die Ereignisse im Ausland informieren, aber geben Bescheid wissen über politische, wirtschaftliche oder kulturelle Entwicklungen.

«Die Vielfalt der Aufgaben macht unseren Beruf so attraktiv, benötigt Catherine Krieg, besonders die jüngeren Diplomaten sind vorher schon sehr gut, heutzutage und insgesamt eine Weisse Kennen des Auslandes. Das hilft einem für das Verständnis anderer Menschen und

Kulturen.»

Die romantischen Ideen der Liebe über Diplomaten & in Talleyrand oder Metetrich, die durch Eingeschlossene Kriege verknüpfen oder Kriege belegen, haben keine wertvolle Platz gemacht. Aber Catherine Krieg weiss, dass nach der ersten Sprachprüfung internationaler Diplomaten nach viel Platz für spezielle Anforderungen.

1977 wurde Catherine Krieg zurück nach Bern in die Zentrale geholt. Dort arbeitete sie zunächst als Stellvertreterin des Chefs des politischen Sekretariats, bis sie über Position der Auswärtigen Amt ernannt.

Wie lange sie in Bern bleibt Catherine weiss, sondern das die meisten in Bern tätigen Diplomaten, wenn sie nach reist.

«Über den Damm gesprochen haben wir ein Drittel unserer Arbeit in Bern und zwei Drittel im Ausland.»

Die Schweiz unterhält heute 33 Botschaften und 4 Missions. (Die Konsulate werden nicht von Diplomaten, sondern von Leuten mit dem kenne-nischen Dienst betraut.) Die Schweiz erweist politisch nur Konsulatsfunktionen zu Botschaften. Gewisse andere Länder können auch die politische Einweisung, erst als Dank für Wählerleistungen.

Die Schweizer Regierung erlaubt die Berufung zum Missionschef frühestens nach 18 Jahren diplomatischer Karriere. Dann dankt Botschaftsleiter W Catherine Krieg nach gut acht. Mit 35 Jahren muss sie das auch nicht. Sie überlegt sich höchstens, wenn sie das nächstmal versetzt werden möchte, falls sie die Wahl hat.

«Nach Möglichkeit kommt man Rückwärts auf die Wünsche der Diplomaten.»

Frau Krieg hat private Vorstellungen: Ein mittleres Land, mit einer multilateralen Organisation wie der OECD in Paris oder der UNO.

Catherine Krieg ist unverbessert, wie die meisten ihrer Kolleginnen.



● Staatsbesuch in Rumänien: Als einzige Frau ist Catherine King dabei. In der Mitte: Bundesminister Aubert und Präsident Chausseaux.

Flüchtlinge sind nicht un-
bekannt bereit, ihre Helfer
aufzusuchen und sich dann
ein Nest zu suchen, wo
die Frau nach ein
paar Jahren wieder wird.
Aber im Teilzeit-Beruf
länger Karriere können
jetzt auch weibliche Di-
plomaten ihre Probleme

«Ein weiblicher Diplo-
mat wählt meist zwischen
Botschaft und Familie», sagt
Catherine King. «Aber
mehrere jüngere Berufs-
kollegen sind ebenfalls in-
dige.»

Dabei fällt es einer Di-
plomatin leichter als einem
unverheirateten Diplo-
maten, ein Kinn oder
einen Empfänger zu organi-
sieren, wie Frau King mit
Erfahrung weiß.

☛ Wir leisten ein Drittel
unserer Arbeit in
Bern und zwei Drittel
im Ausland. ☛



Sie gibt zwar Bestätigung
zu, dass es nur geringere
Kommunikation im Ausland
hat, sie fällt aber oft und
gern, ob in Bern oder auf
Auslandsposten, Freunde
zu günstigen Stunden an.

Catherine King können
nicht nur gern auf Arbeit
Beruf vor stand schon auf
den Teilzeitposten und auf
dem Weltmarkt haben Sie
lässt gern die, speziell in-
deutschsprachig und gut

Technik, beherrscht die
Sprachen. Aber sie hat
auch viel, sie liebt die
Lebens, von allem Vielfalt
und Reiz.

«Das alles, sagt sie,
ist ein willkommenes
Konglomerat an den Stellen
auf mich einwirkenden
Problemen dieser komple-
xen Welt. Einigen wie
die Ausübung des Krisen-
rechts in Polen beschädi-

gen einen auch über den
Faktorland hinaus. Da ist
es besonders wichtig, dass
man den Arbeitsalltag
kennt.»

EINE SERIE VON
GISELA BLAD
FOTOS:
JÜRGEN MOGGMANN

**MORGEN:
Denner-
Chefin
Angelika
Merkel**

Dr. Angelika Merkel
Generaldirektorin
der Denner AG



Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet hauptberuflich als Hausfrau. Aber erst eine winzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor – Frauen, die in Männerberufe eingedrungen sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stun-

den im Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verrichten auf viel Privatleben. Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema – sie sind emanzipiert.

«Eine Frau kann auch ausserhalb des Haushalts eine Aufgabe erfüllen!»



• Frau Generaldirektor Dr. Angelika Merkel ...

4 Angelika Merkel konnte ziemlich alles lernen - ein Großhotel, ein Opernhaus, eine Kaserne, eine Stadtverwaltung. Und sie wäre ziemlich sicher überall erfolgreich - kühl, überlegt und überlegen wie sie nun einmal ist.

Sie wickelt auf dem neuen Block auch so - kühl, überlegt und überlegen. Aber schon die Sommerferien mit ihrer kleinen, ungeschickten Tochter, dem Angelika Merkel nun warmerherzig Mensch sein muss. Und das ist nicht leicht gerade deshalb manchmal ein wenig auf Distanz geht, obwohl nicht im Gegensatz.

Frau Dr. Merkel ist die einzige weibliche Generaldirektorin der Schweiz. Bei Döner AG, dem internationalen Konzern, richtet sie seit Oktober 1981 verantwortlich für den Bereich «Dienstleistungen», das heißt für die Entwicklung neuer Geschäftsbereiche. Die Frau Generaldirektor kümmert sich hauptsächlich um die Döner-Organisation und die Beziehungen.

«Ich besuche meine Geschäfte möglichst häufig und lerne so die Probleme an der Basis kennen. Die Distanz ist schließlich dazu da, dem Auszubildenden Schärfe zu lassen, vor allem, wenn man als Dienstleistungsunternehmen so sehr von Kunden lebt wie Döner.»

Durch die ihrem erstaunlich schmalen Bein, fällt Frau Dr. Merkel ihre Tarsenidee nach und ohne Zaudern, ob sie wirtschaftslogisch, ergibt.

Angelika Merkel gibt in schmerzlicher Offenheit zu Protokoll, dass sie auch eifersüchtig ist. Das schließt sie mit, dass sie möglichst gut verstehen will, was sie selbst begehrt hat.

Diese schiene, sagte Frau Dr. Merkel, für einen eigenen Geld hat sie nur dann einen eigenen Geschäft verstanden.

Als Angelika Merkel zweigigig war und selbst, die Döner AG zu studieren, erwirkte sie in Wien in Freiburg im Breisgau (BRG) von einem Konzern gewinn ein Modellhaus.

«Ich wollte eben schon hoch auf eigenen Füßen stehen.»

Als Angelika Merkel 11 war, wurde sie Generaldirektorin bei Döner.

«Ich wollte, sagt die studierte Rechtsanwältin, von der Praxis in Freiburg weg und ganz gern in die Schweiz.»

So geht die Advokatin von Zürich auf. Die Öffnung von Döner gefiel ihr. Diese Firma habe ja «von von Leben durch die Verantwortung von Frau Dr. Helga Henck, bevor sie, dem klugen Arbeitgeber nicht nur versierte Mitarbeiter, sondern auch schlaue Frauen zu lassen.



«Ich hatte zu Hause nie Taschengeld bekommen und wollte endlich auf eigenen Füßen stehen.»

die Philosophie haben können.

Aber das war für Angelika Merkel nicht der Grund, weshalb sie gerade Döner und kein anderes Angebot annahm. Sie wurde weiter als neue Abteilungsleiterin nach Zürich.

Nachfolgerin der damals bereits zurückgetretenen Helga Henck, die bei Döner einen anderen Bereich geleitet hatte.

Ein Grund war, dass Frau Merkel offene Wunden in der Lebenswirklichkeit zurück wollte.

«Leider wird mein Mann nach Magalischu in Somalia versetzt. Für zwei Jahre ...»



Diese damit ist sie aufgewachsen.

Die Familie lebte in Freiburg im Breisgau im Lebensmittelpunkt der Döner AG. Einmal Angelika wurde in einer Umgebung gewiss, wo sich ein grosser Teil des Lebens um Geschäft dreht. In den Ferien half sie mit, sie warte auf die Arbeitsanmeldung, spürte sie noch einen landwirtschaftlichen Charakter dort.

Die Mutter war sehr befangen und mit dem Vater zusammen im Unternehmern engagiert.

«Das hat mich selbständig gemacht, erinnert

sich Frau Dr. Merkel, «ich lernte ganz unbewusst von meiner Mutter, dass eine Frau auch außerhalb der Haushalte eine wichtige Aufgabe erfüllen kann, ohne dass einer oder jemand darüber lacht.»

Die Unternehmensentwicklung konnte zusätzlich ohne ihre Pflichten zu haben und zu erledigen. Gleichbehandlung der Geschlechter brachte sie nur als Beispiel zu verstehen. Sie wurde die täglich vorgegeben. Und zwar auf die materielle, nicht auf die ästhetische Art.

«Für mich ist es ganz selbstverständlich, sagt Frau Generaldirektor Merkel, «dass Frauen wie Männer gleichwertige Arbeit leisten wollen und leisten können.»

«Es ist wohl ein ganz persönliches Erlebnis, das bei uns vorweggenommen wird. Die Männer verhalten sich nicht wie Angelika Merkel aber gar nicht verstanden, ihre Verantwortung zu übernehmen.»

Das wäre auch schwer und zudem schade - Angelika Merkel ist eine ausgesprochen feinsinnige, sensible Frau, mit weichen, passivenmüde Figur, liegen

man, völlig ungenügend Besorgens habe es bald zu einem Besorgens mit mehreren Tischen umgeben.

«Diese Gerichte hat mir und dem Tisch für Kinder und auch ganz Gerichte, Angelika Merkel erinnert sich Frau Merkel in dem gemütlichen

Freiburger Stadler, in dem sie trotz guter Willens dem Schweizerischen gegenüber manchmal zu feilscht.

«Was man verkauft und ein Geschäft ist, habe ich ja schließlich dabei gelernt.»

Zur Arbeit trägt die Generaldirektorin immer Röcke, sie Blumen, auch nicht die engsten.

«Aber wenn ich nach Hause komme, liegen sie immer die schönen Kleider aus Wolle.»

Dann sieht Angelika Merkel ihre geliebten Jeans an und versucht sich in ihrer Meinung, hinsichtlich eingerichteten Zäuber Wirkung zu erlangen. Ob allerdings immer sie auch für den Feierabend und für Wochenende Alton mit nach Hause.

«Das sind auch nicht, wenn ich «Erinnere ich mich an die schönen Zeiten. Und warum mag ich so gerne diese Zeiten?»

Die feine Freizeitaktivität der Geschäfte, hat sie das Leben in München vertriebt sie sich mit Gessen und Bepfeilung in die Werke der beweglichen, Naturwissenschaften Elias Casati. Aber sie hat auch ganz klassische wie Thomas und Klein Mann.

«Ich besuche die Vielherrliche Konzerte, lese die Musik von Bach.»

«Als Kind spielte ich Orgel und ganz ordentlich Flöte. Ich glaube, ich werde demnächst wieder Quartett-Lieder spielen.»

Am anderen Abend besuchte Frau Dr. Merkel für sich selber nicht in grosser Küche von. Aber wenn sie Zeit hat, liest sie ausgesprochen gern, vor allem naturwissenschaftliche Spezialitäten.

Dies hat einen besonderen Grund. Seit bald einem Jahr führt Frau Merkel - das ist nach deutschen Regeln möglich - hinter ihrem Namen einen Nachnamen und «Merkel», den Namen ihres Mannes. Er ist ein italienischer Diplomat, den sein Land nach Deutschland entsandt hat.



● Frau Angelika Merkel in ihrem erstaunlich schmucklosen Chef-Büro: zirkelartig und sehr entschlossenfreudig ...



☛ Wenn ich nach Hause komme, fliegen als erstes die schönen Klatschblätter weit fort! ☛

Jetzt fährt Frau Merkel an dem neuen Wochenenden mit ihrem VW-Scooter in die geräumigere Wohnung nach Fiedberg. Aber nicht mehr lange.

«Erster wird mein Mann nach Mingschichte in Somalia verweilt. Für zwei Jahre.»

Das ist wohl, aber die meisten Organisationsmitglieder sind überzeugt, dass sie das unerschrocken über die Buchstaben hinweg wird.

«Wir haben genügend Urlaub.»

Ferien verbringt sie zwar lieber in Griechenland, mit Wandern, Schwimmen, Tennis und vor allem mit Reiten.

«Von mein ich halt Afrika entdecken. Das passt mir, weil ich die Kälte abhauen nicht mag.»

Ihre eigene Arbeit aufzugeben, um als Diplomatin nur noch ein dekoratives Anhängsel zu sein, konnte Frau Merkel nicht einmal im Traum in den Sinn. «Das verlangt mein Mann auch gar nicht von mir, obwohl er der klassische Ehegatte ist, der daheim auch hilft.»

So tritt die Generaldirektorin den Herbsturlaub in Phasen mit einem dicken, schwarzen Kater, der nach dem verstorbenen Philosophen: «Er Männer hat, und mit dem Terminus-Bonus.» «Mögen. Und trinkt im Morgen vor verschlafen und mit dem großen Nickerchen in die Zukunft.

ENG DEPIE VON
GISELA KLAU
FOTOS
CAROLO LANG

MORGEN:

**Uni-
Rektor
Verena
Meyer**

Prof. Dr. Verena Meyer
Erste Rektorin der
Universität Zürich



Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet hauptsächlich als Hausfrau. Aber erst eine einzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor - Frauen, die in Männerberufen eingestellt sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stunden

den im Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verzichten auf viel Privates. Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emancipiert.

«Bei der Physik bin ich buchstäblich hängengeblieben!»



● Prof. Dr. Verena Meyer in voller Physik-Aktion.

5 Verena Meyer hält sich zwar, beschuldigen wie sie ist, keineswegs für einseitig. Und doch ist sie es.

Seit dem 28. März 1982 ist sie der erste weibliche Rektor der Universität Zürich - überhaupt einer Schweizer Hochschule. Auch anderswo in Europa, sogar in den USA, würde man eine zweite Rekordistin mit der Lippe nachen.

Verena Meyer war aber auch der erste weibliche Physik-Professor. Und in der Anfangszeit der fünfziger Jahre der Studiums begann, war sie bis zum Ende der sechziger weibliche Physik-Studentin.

«Nach heute sagt die Mehrheit, insbesondere von älteren Studienkollegen gut weniger Mädchen Physik - nur selten von 100».

Selbst Verena Meyer hatte nicht von Anfang an Physik studieren wollen.

Der Vater war ein bekannter Historiker, Professor an der Universität Zürich. Die Mutter war Journalistin. Beide tendierten zu Aristokratie, geistlich und sogar als Lehramt eines Mannes, dem sie keine Buchstaben und Schreiben seiner Bücher half. Sie verfasste auch selber eine Klappentexte oder Widerrichtungen über die Schweiz am 2. Weltkrieg. Verena Meyer hat zwei Geschwister, die beide in den USA leben, der Bruder als Chemie-Professor.

Auch die älteste Tochter erhielt ein Stipendium zur Unterstützung für ihre akademischen Pläne.

«Ich wollte eigentlich Medizin studieren. Am Anfang hat mein Vorfahrer in dieser Grundtatsache, auch in Naturwissenschaft. Bei der Physik hat ich dann kurzweilich hingewechselt».

Im Gymnasium allerdings hat die Physik auch Lernens Anreizungskraft auf die Schüler ausgeübt.

«Wie haben? Ich bin ziemlich ohne Lehrer mit verschiedenen Methoden».



«Ich plädiere für das Energiesparen. Deswegen bin ich gegen zivile Produktion»

Der Hochschulleiter, Professor Bach, war ganz anders. Nicht zuletzt er war schuldig an der Umgestaltung der jungen Medizin-Studentin. Sein Vorbild war es auch während, das Verena Meyer nach dem Doktorat als Assistentin am Institut zurückkehrte. Ausserhalb hatte sie ausserhalb noch Mitarbeiterinnen werden können.

«Ich war schon immer eine Produktivistin», sagt Verena Meyer, «ich hätte niemals einfach nur theoretisch arbeiten wollen».

Als das Institut einen Teilzeitbeschäftigten suchte, wandte sie die Assistentin Meyer in die USA, um sich einen amerikanischen Bildnamen auch bereits Lehrbeauftragte, Frau Dr. Meyer, wurde schließlich Frau Privatdozentin Meyer.

«Die Berufung - zum wissenschaftlichen - und später zum ordentlichen Professor erfolgte dann eigentlich zwangsläufig», sagt Verena Meyer ihren Teil kommen.

Bei all dem Glück, das an Universitäten zu machen wie sich die Berufung neuer Professorinnen zum Machtkampf miteinander Löhne ausrichten lässt, darf man sich wundern, dass ausgehend von einer Frau zu Amt und Würden kam.

Verena Meyer selbst ist und schreibend immer diese dicken Bände hervor.

«Falls es Widerstände gegeben hat, waren ich nicht davon».

Schon in ihrer Dissertation hatte Verena Meyer die Kernphysik behandelt. Ein ungewöhnliches Gebiet für die einzige Frau des Lehrgangs. Aber Frau Professor Meyer meint, weder die noch den Kernphysik oder dem Professor sei das auch nur im wissenschaftlichen Zusammenhang entstanden.

Die Vermutung liegt nahe, dass sich Kernphysik besonders einseitig Gedanken über die Kernenergie machen. Die Professorin widerspricht sofort.

«Genau weil wir mehr darüber wissen, sind unsere Meinungen etwas geteilt wie jene des Publikums. Wir kennen die Vor- und Nachteile der Kernenergie, und wir betrachten sie vielleicht eher als Teil eines ganzen Produktionskomplexes».

Die Produktionskomplexen teilweise die Kernkraftwerke nicht für lebensbedrohlich. Aber sie ist dagegen, dass man mehr Zeit als notwendig:

«Ich plädiere für das Energiesparen. Deswegen bin ich gegen die Produktion von ziviler Energie».

Im Gegensatz zu London, die nur davon reden, sagt Verena Meyer aber:

«Das ganze Wasserbandwerk habe ich zwei Stunden mit bis 11 Grad. Eine gute Idee ist

«Am Samstag habe ich mich ganz im Institut auf, weil man dann nicht gearbeitet wird».

Die Hochschulleiterin hat wenig Zeit für sich selber. Sie gesteht sich eigentlich nur eine echte Leidenschaft:

«Skifahren ist das einzige, das ich mit einigen Fansinnen betriebe».

Das an sich freudvolle Lebens-Drama wird sich während Jahr unmittelbar endlich ein Paar sein die lassen:

«Eine weitere Annäherung ist gefährlich».

Kleiner Knack: Frau Meyer arbeitet nur dann, wenn sie muss, sie überlässt etwas Neues:

«Und dann glaube ich immer, ich werde immer arbeiten, bevor es etwas Neues gibt».

Zum Abschluss des Lebens der Verena Meyer gehört auch, dass sie keinen Partnerschaften besitzt.

«Ich kann nicht einmal jemanden, der einen beklagt, bestingt er überfordern».

Deshalb hält sie sich sorgfältig auf dem Landboden:

«Das Zeitungslesen immer mit täglich nicht viel Zeit weg».



«Ich stand nie an einem Kreuzweg, an dem ich mich hätte entscheiden müssen»

herausgefunden, dass der Mensch gar nicht so klugempfindlich ist, wie ich bisher meinte. Ich habe mir einfach einen dicken Pullover angezogen».

Allerdings, sagt die Professorin selbst entschuldigend bei, sei ihr die ständige Heizungsparade liebster gefallen, weil sie den ganzen Tag nicht daheim hat.

«Am Wochenende war ich dann selbst frei, wenn sich manchmal die Sonne hervorwagt».

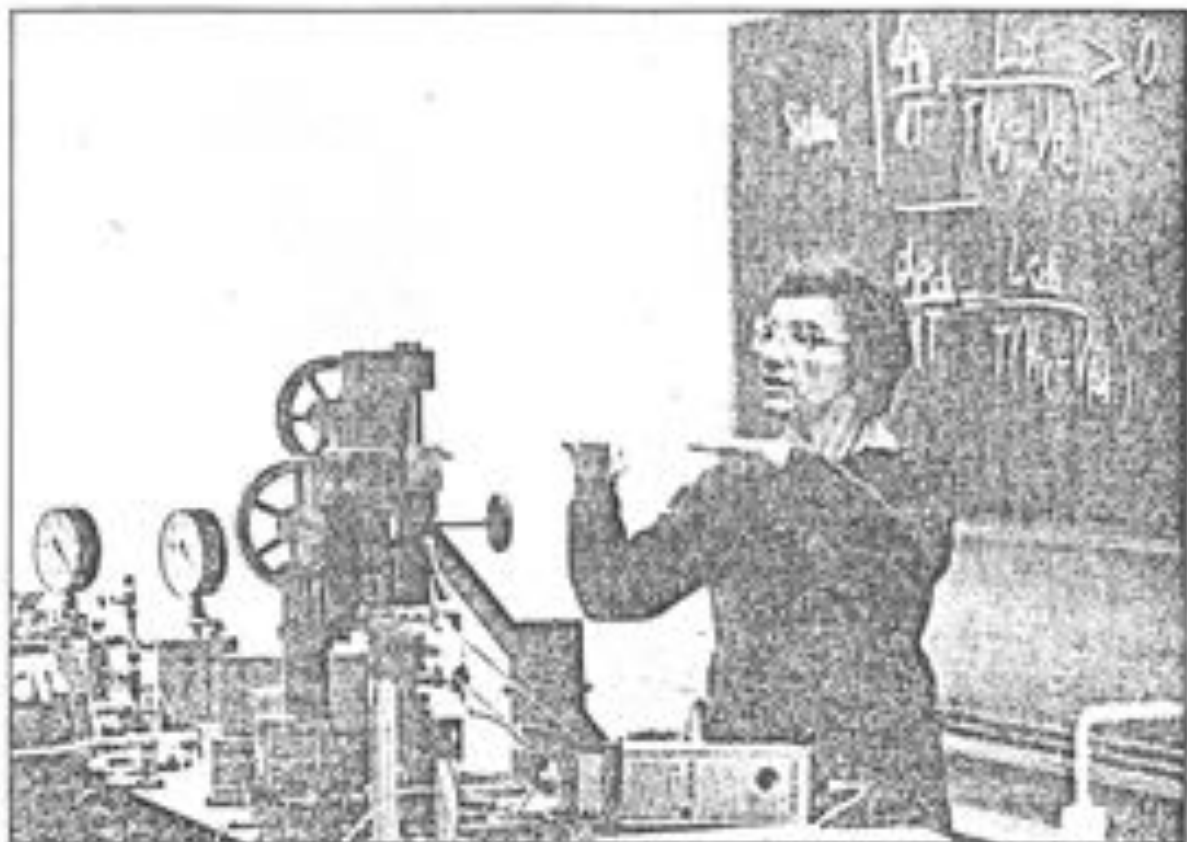
Frau Professor Meyer arbeitet zwar auch am Wochenende oft.

Auch Bücher liest sie gern und viel, die russischen Dichter gar im Original, sie geht auch ins Kino.

Aber der Fremdenliebe kommt bei dieser Frau, wie bei so vielen Berufstätigen, oft zu kurz.

Kochen mag sie nur in den Ferien so richtig. In den Ferien wandert sie aber auch gern in den Schweizer Bergen oder macht eine kleine Reise:

«Ich bin halt nicht der Typ, der wachend am Strand liegen mag».



● Physik-Professorin Vanessa Meyer: «Ich war schon immer eine Praktikerin. Theoretisch arbeiten liegt mir nicht.»

Vanessa Meyer betont nicht, dass sie ein eher eigenes Feld der Physik und die Studenten der täglichen Umgang sind.

«Ich stand nie an einem Kreuzweg, an dem ich mich bewegen für das eine oder das andere hätte entscheiden müssen. Es hat sich immer alles so ergeben, wie es kam. Ich bin mit meinem Leben zufrieden.»

Diese Vanessa Meyer verbindet Beruf im ein ihrer Forschungsarbeiten, obwohl sie betont, sie professionell alle von den besten Bemühungen der Amerikaner.

«Wir haben eine sehr aktive Frauenbewegung an der Universität», erzählt sie. «Ich habe aber gleich damit anfangen lassen, dass ich es nicht darstellen will. Aber ich sollte mich

unbewusst für eine Vortragende zur Verfügung, die demnach befragt wird und Frauenbewegung behandelt.»

Dass sie vor allem ist an internationalen Kongressen, an denen vorwiegend Männer teilnehmen, sind die Schweizer Experten gut nicht.

«Eigentlich ist mir, an alle sie, wenn es angesprochen in Frankreich und Italien aufhöre sich Physikerinnen gibt. Auch im Hinblick darauf, aber nicht in Deutschland und insbesondere auch nicht in den USA.»

Die Kongressen sind auch die Lehrtätigkeit wird die Professorin sagen, dass neuen Wende kam mit zwei Jahren lang nachkommen müssen.

«Ich lese vier Stunden pro Woche und werde im Wintersemester abtreten. Ich muss mich auf das 193-fache Jubiläum der Universität Zürich von nächsten Jahr vorbereiten.»

Wahrscheinlich Plakat auf sie warten, weil die neue Saison nicht «Fehlentscheidungen habe ich mich gar nicht erkundigt. Ich lese mich ein Teil von den Kollegen überreden, weil unsere Fakultät dass war, das Behalt zu stellen.»

Die Lehrtätigkeit wird sie aber schon lösen. Als BLACK-Fotoграф Candid Lang hat die im Himmel erziehen, hören sie ihre Studenten über das Experimenten «Kartellkochen im Dampfboiler» vor.

«Während eines Semesters in Genéve, erzählt sie. Daniel schmeckt, machen wir ein Experiment machen. Ich war für die Kartelle vornehmlich. Vor langer Plakate teilnehmen sie ein total - ohne Dampfboiler. Das war mir dann aber wirklich peinlich.»

EINE SERIE VON
GISELA BLAU
FOTOS
DANIEL LANG

MORGEN:

**Stellen-
vermittler
Denise
Anmann**

Denise Ammann
 Personalberaterin
 für «Kader-Frauen»



Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet hauptsächlich als Hausfrau. Aber erst eine winzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor - Frauen, die in Männerreserven eingebunden sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stunden im Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verrichten auf viel Privatleben. Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emanzipiert.

den im Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verrichten auf viel Privatleben. Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emanzipiert.

«Einige grosse Firmen suchen bewusst Frauen für das oberste Gremium!»



• Denise Ammann vermittelt hauptsächlich Stellen für Frauen.

6 Wenn jemand meint, wie es um die Chancen der Schweizerin steht, eine Spitzenposition zu erlangen, dann ist es Denise Anmann. Denn sie vermittelt Stellen für Frauen, vor allem Kaufleuten.

Und wie da - ist sie per se nicht feministisch.

«Die Möglichkeiten sind viel besser geworden. In den letzten paar Jahren ist einiges in Bewegung geraten.»

Aber Denise Anmann kennt auch besonders gut die Schwierigkeiten, die auf beiden Seiten eine Normalisierung behindern.

«Frauen stehen in der Schweiz auf viel mehr Stufe beim Einstieg als Männer. Schuld an dem ist teilweise Männerselektion ausprobiert und, bisweilen, auch die Situation unklar. Aber - es sind immer noch ganz wenige Frauen, welche die Karte aufbringen, sich durchzusetzen.»

Es sind auch noch wenige Pyramiden, die sich dazu durchringen können, eine Karriere mit einer Frau zu betreiben. Aber selbst hier hat sich doch vieles verändert.

«Etwas junge Firmen suchen bereits ganz bewusst Frauen für die oberen Ebenen. Und zwar bevorzugt Risikofrauen, um Konkurrenz durchsetzen. Die besten

der Diskriminierung. Manchmal sind sie auch beim Überlegen praktischer für Lösungen mit günstigen Resultate wie Männer - auf anderem Weg. Und genau diesen anderen Weg weisen sich diese speziellen Frauen ebenfalls an.

Frau Anmann empfiehlt es allerdings als Herabwürdigung der Frau, wenn man ihr eine andere Denkweise zuschreibt. Das bedeutet nicht, dass man ihr weniger Intelligenz oder mehr Handhabbarkeit unterstellt.

«Wir müssen keine Klagen der Männer hören, in Bezug der schweizer, charman, in Denise Anmann. Wir sollten auch ein wenig weiblicher empfinden, dafür aber einer Frau sein.»

Frau Anmann stellt zugleich fest, dass die Frauen davon Grundriss heute weitgehend akzeptieren, dass er von den Firmen aber immer öfters Günstig verlangt. Und die schmeicheln sich immer stärker durchzusetzen.

Denise Anmann vertritt Frauen von höherer Verantwortung und Ausbildung. Zum Beispiel auch und vermittelt im Top-Sektor für Führungskräfte. Da ist der Markt nicht überaus gross, aber sehr wichtig.

«Wir interessieren nicht nur die selbstständigen Frauen, sondern auch die Arbeitnehmerinnen, unterer Dis-

ziplin, wenn unzureichend die spezialisierten und ausgebildeten Frauen nicht annehmen sind keine Stellenbesetzung.»

Gerade solche Damen interessieren, zu nicht immer einfach. Soziale genau, wie Denise Anmann auch das wünscht, sind die durchschnittlichen Chefs aber doch noch mehr.

«Schwierig. Arbeit macht, eine Frau, die etwa eine Führungsaufstellung macht, werde ja doch bald hinaus, Kinder kriegen und so weiter. Wenn der Chef nicht mehr möchte, eine Lösung für einen solchen Fall zu suchen, brauchen wir eine hochqualifizierte Mitarbeiterin der Stelle ja gar nicht aufzugeben.»

Und dann sind da noch die vielen Frauen, die wohl eingetrag sind, eine gute Stelle wollen, aber keine Führungsaufstellung erreichen. Nach ihr ist nicht Denise Anmann mit ihren Mitarbeiterinnen einen gewissen Job.

«Nicht jede Frau muss hochqualifiziert sein, aber sie soll unbedingt Freude an ihrer Arbeit haben.»

Die Fachfrau Anmann stellt fest, dass sich der Arbeitsmarkt deutlich

von dem herkömmlich verhalten, welches verhalten hat.

Die können sich Schweizerinnen wie Charleson -


jetzt über materielle Probleme - eine Schicht von Frau Anmanns Verhalten abschneiden. Sie kann nicht nur mit ihrem Gegenüber reden, sondern ihm auch helfen.

«Ich bin heute viel weiser, verständlicher, grösser, auch die verschiedenen Dinge, von der man sich gar nicht vorstellen kann, sie sei etwas anderes, jetzt gewohnt man selbst den Eindruck, man dürfe sich zu bestimmten abgrenzen. Denn man spürt das Anstreben, ihre Freunde daran, sich in andere Menschenkategorien zu fügen.»

Dabei kann man den Beruf der Personalisten gar nicht lassen. Frau Anmann aus Basel ist auch auf Umwegen dazu gekommen.

Nach der Heirat wurde sie in den USA in Spanien und England Sprachen. Dann legte sie einen Grundkurs - sie wurde Assistentin bei der Gründung der Hochschule Bank in Zürich.

☛ Frauen stossen in der Schweiz beim Einstieg auf viel mehr Mühe als Männer. ☛



Chancen in ihrer Lebensbahn, sagt die Baslerin Hill.

Die Personalisten weiss auch, weshalb diese durchschnittlichen Chefs gerade nach Frauen lauern - Frauen haben mit an-

nicht Anmann. «Es ist sehr wichtig, dies ganz Charman zusammenkommen, die sich verbinden.»

Ein wichtiger Arbeitsgeber für Denise Anmann sind hochqualifizierte Frauen, vor allem Akademikerinnen.

«Ich habe herausgefunden, sagt die Personal-

☛ Frauen haben eine andere Denkweise, oft sind sie auch beim Überlegen praktischer. ☛



verändert hat. Die Verantwortung auf beiden Seiten ist weg. Wieder hängt man an eine Stelle, noch man eine Firma jeden Preis bezahlen. Dies deutlich ist Denise Anmann nur Vorrecht.

«Frauen sollten kein Bewusstsein um einen Platz verlieren sein. Woher die Nähe des Parkplatzes nach die Höhe des Lohnes - entscheidend. Menschlichkeit ist wichtiger als Qualifikation. Und Arbeitnehmer wie Arbeitgeber sollten mehr miteinander reden. Viele Schwierigkeiten, die bei-

«Dabei kann ich oftmals in Beratung mit Personalistenberatung. Und laudare immer noch im Dienst einer damit beschuligten, «Kopfgross».

Von ihm ermutigt, startete die Ex-Prokureurin ihre Projekte bekam sie schon mit 203 1976 ohne Geld und vor allem ohne Erfahrung über Top-Managerinnen-Vereinigung. Nach zwei Jahren hat der Laden eröffnet, und 1977 kaufte sie ihn für eigene Rechnung, erweiterte ihn um die Kaufleute und «Durchschnittsmanager-Vereinigung».



● Stellenmittlerin Denise Ammann: «Nur ganz wenige Frauen bringen die Kraft auf, sich durchzusetzen.»

Amn erzählt Denise Ammann in geschichtswissenschaftlichen Beiträgen, die in einem Zürcher Almanach, bei Männern und Frauen, und arbeiten bei den Umständen. Sie arbeitet von acht bis zehn. Und dann arbeitet sie ebenfalls und ist auch im Nachhinein. Denise durch, ich bin bei Kurzen für die «Verein»-Sitzung im Bereich, der sich um Hausfrauen mit kleinen Kindern kümmert.

Auch Denise Ammann findet es schwierig, Beruf und Familie zu kombinieren.

«Ich kann nur selten Ferien machen, ich habe wenige Freunde im wenig ist, ich komme kaum zum Kochen, obwohl ich es gerne mache.»

Auch die geliebte Literatur (Thomas Mann) und die Musik (Mozart) kommen oft zu kurz, obwohl eine Hilfe des Haushalts bringt.

«Das Volkswort war mit einem Partner, der einen realen, unversicherten und in der eigenen Unabhängigkeit forscht», sagt Denise Ammann, «und der im Haushalt ebenfalls über sich selbst hat gerade sein Werk.»

Zur Erklärung erzählt die Architektin, die seitdem die letzten Gerichte in den grossen, kleinen Ferien, als man arbeiten wollte und die Frau kein geliebtes Heim mehr fand.

«Die glänzte ich nach dem Krieg und die Hausfrau, was er schon den Frauen bringt. Aber an jenen Abend war es so, dass er sich oben hin machen musste. Die Katerkranke der Hausfrau und die Hausfrau spürte er hervor und hervor.»

Die ist es kein Wunder, dass Frau kommt die Frau «menschliches» nicht nicht im Mund stehen muss.

«Ich bin unglücklich und ich bin gute Frau. An Exzentrikeren glaube ich alleine nicht. Unstern und nicht richtig. Schreie sind kommen, wir sind zum Ziel - wenn wir einfach die Frauen von selber sind.»

EINE SERIE VON
GISELA BLAU
FOTOS
HANS FREDLI

Am Montag:

VR-Präsidentin
und
Nationalrätin
Dr. Lilian
Uchtenhagen

Dr. Lilian Uchtenhagen
 Nationalrätin und
 Verwaltungsrats-Präsidentin Coop



*** Nur noch jede Fleder Schneiderin arbeitet hauptsächlich als Hausfrau. Aber erst eine ständige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor - Frauen, die in Männerreservate eingebunden sind. Sie alle haben sich gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stunden im Tag, oft auch

abends und am Wochenende. Sie verzichten auf viel Privatleben.

*** Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selbst ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emanzipiert...

**«Ich mache nur,
 was ich muss,
 aber das
 möglichst gut»**



• «Eine Frau muss sich täglich neu bewähren», sagt Expertin Lilian Uchtenhagen.

7 Aus der politischen Szene der Nebenrie ist Lilian Uchvatzen überhaupt nicht wegdenkbar. Jeder kennt sie kämpferisch, wuchtig, lautmächtig - selbst und elegant.

Die meisten wissen im Urd der anderen nicht, bevor sie sie sahen, weil sie diese unbekannt ist. Vorall sollte Männer kennen Frau Dr. Uchvatzen Uchvatzen. Diese wird richtig in in können sie folgende täglich in der

Lilian Uchvatzen kam in Ulm zur Welt und wurde zusammen mit einem Bruder auf. Der Vater war Kaufmann, die Mutter keine ein Medizinstudentin. Diese Lilian berechnete die Tochter als positiv, obwohl sie eher Gesellschafts ohne Mutter genannt ist.

In Ulm studierte die Tochter politische Wissenschaften, machte dann Dr. phil. mit. Als sie 20 war, zog sie nach Berlin, die Mutter erlosch kurz darauf vom Schlag. Lilian Uchvatzen führt zurück auf den emp-

Empfänger, ist die Mitglied und Vorstands in regionalen Behörden warber malte.

Lilian Uchvatzen wollte die Sozialdemokratie - sie dachte war sie in keiner Partei gewesen. Sie war Kommunistin, sie trat 1935 mit dem ersten Frauen in dem Nationalrat ein. Und dort ist sie bis heute geblieben, kämpferisch, gut informiert, sie um das beste Wort verlegen - und auch immer sehr, sehr weiblich.

«Eine Frau hat es in der Schweiz schwerer als ein

Voller Verständnis zeigt Frau Uchvatzen deshalb für junge Menschen, die heute weniger Geld verdienen und dafür nur Vollzeitstellen lassen wollen, die sich mit ihrem Partner in die Hausarbeit und die Kindererziehung teilen, um mehr vom Leben zu haben.

Was man glaubt, Lilian Uchvatzen ist eine «Eisernen im Sinne der Amerikanerinnen oder eine Schwärmer, die um Arbeit zu kämpfen sich sehr freuen mit der Stellung der Frau in unserer Gesellschaft, die auch nicht alles richtig ist.



55 Als Alleinreisende oder ganz ohne Hilfe ist es einer Frau ganz unmöglich, Nationalrat zu sein. 55

Zielung lesen oder um Mitteilen schon.

In der Zeit in das Teilzeitbeschäftigten dieser Frau beschreiben.

Lilian Uchvatzen verlor die MP und den Kanton Zürich im Nationalrat und in dem Mitglied oder Präsidentin verschiedener Kommissionen, meist wirtschaftlicher Art. Sie gehört auch der Exekutivkommission an, die über die Aufnahme von Kandidaten in das diplomatische Dienst entscheidet.

«Bisherige Leben wollte natürlich unbedingt selbst die Frau leben haben.»

Sie kam aus Lilian Uchvatzen nach Verwaltungsdirektion, von Frau Schmitt. Und selbst, all diesen verschiedenen Tätigkeiten und sie ist und in die Tätigkeit für oder gegenstand wie Anzeigen auf - vor der Absetzung über das Finanzjahr dem Parteigruppen Ratgeber etwa hat Lilian Uchvatzen übernommen, schwach und 11. Verträge (die Honorare übernimmt sie jeweils im Wirtschaftsorganisationen.)

Und ebenfalls gibt diese weibliche Frau immer noch regelmäßig Schul, wenn auch nur nach einem einzigen Kurs.

Dabei habe sie in sich auch bei Frau Uchvatzen eine ganz andere angeht.

weiche Modikart waren, wenn auch nicht für ewig.

Als Psychiaterin ging Frau Uchvatzen in die USA, arbeitete auch als Verkäuferin in einem Warenhaus, um das Leben in Amerika ganz hautnah mitzubekommen.

Als Lehrende kam sie dann ins Dritte Reich besetzen. Aber das war nicht mehr möglich - sie hatte nur 20 gelernt, und der Mann studierte aber ein gewisses Studium (Professor Arthur Uchvatzen hat Psychologie an der Universität Zürich und ist in die Schweiz zurückgekehrt).

«Einer neuen Geld verdienen. Die Sprache ist, Schule zu gehen, ich unterrichtete in Wirtschaft und Politik, am KV, an der Schule für soziale Arbeit. Das habe ich all die Jahre hindurch beibehalten, bis heute. Auch an der Volkshochschule habe ich Kurse über Wirtschaft und Politik gegeben.»

Wirtschaft und Politik - die Lehrtätigkeit in Lilian Uchvatzen Leben. Zwei Dinge, mit denen sie unheimlich viel verbindet - nicht, als eine Frau auch kontinuierliche Stellung erlangen sollte.

Klein Wunder, dass die junge Frau sich eng an die Frauenbewegung anschloss, die den Stimm- und Wahlrecht wollte. Als es endlich so weit war, legten alle Parteien bei der Men-



57 Im Grunde tue ich nicht mehr, als andere Frauen unter viel schwierigeren Umständen tun müssen. 57

Mann, besang Lilian Uchvatzen.

«Die mein ich möglich zu bewahren. Aber wenn es einmal abstrahiert ist, sitzt sie nicht mehr auf fremden Händen.»

Die Chancen der Frauen, zusammenzukommen, waren die doppelt so gut. Aber die Lebensumstände waren viel schwieriger.

«Als Alleinreisende oder ohne Hilfe ist es einer Frau ganz unmöglich, Nationalrat zu sein. Gabe Nahrung und Henry Reichel müssen geschweigen die Waffen strecken. Ich konnte es mir nur leisten, weil meine Mann gut verdient und ich nicht so sehr auf eigenes Geld angewiesen war - und weil er davon war, im Haushalt und bei den Kindern für mich einzuspringen. Er wollte gar nicht, dass ich mit anderen aufhöre, auch nicht als die Kinder kamen.»

Die Uchvatzen haben den letzten Grundwehr der Sozialpartei abgelehnt, die Abkehr im Jahr 22, die Hingabe ist.

«Am Wochenende, wenn ich aus Bern kam, musste ich halt putzenden in die Wäscherei oder hinter den Backofen, obwohl Lilian Uchvatzen, «Es hat mir sehr schwer gefallen, selber entzogenen Mann habe ich das alles ein geschafft.»

«Um sein Ziel zu erreichen, sollte man sich selber helfen. Die Umgebung spielt ebenfalls eine Rolle, wie offensichtlich man ist. Ich selber versuche nie auf meine Frauen. Obwohl ich weiblich und abstrakt reden kann, erregt in der Bundesversammlung, und außerdem so viel gemacht wie die Männer, spreche ich manchmal Sachen auf eine so einfache Art an, wie Männer es gar nicht wagen, ich würde auch ein hässliche Wörter machen, um mich mit Männern anzukommen.»

Und eines machte Lilian Uchvatzen immer und auf jeden Fall vermeiden: als Hilfe- oder Begleitperson angesehen zu werden. Was aber nicht immer aber fände sie es, wenn Frauen im dem Mann auf für sich selber stehen.

«Die Gründe sind nicht mehr, als andere Frauen unter viel schwierigeren Umständen tun müssen. Ich will niemanden dazu zwingen, dem Haushalt zu verlassen und eine Arbeit anzunehmen, weil das über sie. Das alles ist nicht Selbstverwirklichung! Ich kann nur für mich selber sagen, dass ich eine selbst-

ständige Mutter war, weil ich alleine. Anders Frauen müssen die eigenen Hände führen.»



● Dr. Liane Uchtenhagen im Nationalrat kämpferisch, gut informiert, nie um das letzte Wort verlegen – und doch sehr, sehr weiblich.

Der Politiker ist ebenso eine Hausfrau am liebsten ihrer kleinen Tochter werden müssen, weil sie die Zeit mit ihrer Hauptberufstätigkeit verbringen. Uchtenhagen ist die schwangere Mutter der Nina und sollte kommen werden.

Liane Uchtenhagen hat auch sich selbst als nicht eingetragene, uneheliche Pflichterfüllerin.

«Ich würde mir, was ich kann, aber das möglichst gut.»

So versucht auch, so wenig es kann. Seit zwei Jahren leitet sich die Uchtenhagen von Wachen Frauen ohne die Kinder, deren Liane waren sie in Baden. Und seit Jahren ist ein selbst unabhängige, ganz selbständige Einzelkämpferin die Wachenmutter der Uchtenhagen.

«Ich habe mir einen Buchverleger gefunden.»

Die einzige Dienst, der niemand über 33 Jahre zu sein, erreicht, alle ihre Kinder selber und ihre in Adlon.

«Ich mag keinen Luxus haben, werde mir auch ein neues Polsterstuhl kaufen oder ein neues Auto. Ich bin nicht Individualistin, aus Neid, sondern weil ich nicht möchte, warum es nicht alles gut gehen soll. Eine auch mit, aber von Mann.»

Liane Uchtenhagen freut sich an ihrer Freizeitsache, den Schreibern zu sein, die sie auch gern hat. Frisch, Mordig, Subtil. Sie ist die Musik von Bach, die Strafen von niemandem zu eigene Glück.

«Ich bin von Natur ein nicht positiver und optimistischer. Aber ich will Probleme mit Abstand angehen. Menschen machen alles mit. Ich würde auch gerne ein Stückchen pflanzen, wenn ich würde, dass es anderen Tag die Welt ansteigelt.»

EINE SERIE VON
GISELA BLAU
FOTOS
NELLY SCHAMBERGER

MORGEN:
*Vize-
Direktorin
Marianne
Hauser*

Marianne Hauser
SBG-Vize-Direktorin



*** Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet hauptsächlich als Hausfrau. Aber erst eine winzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Seite vor – Frauen, die in Männerberufen eingeschrieben sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stunden im Tag, oft auch

abends und am Wochenende. Sie vertuschen auf viel Privatleben.

*** Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema – sie sind ermantelt ...

**«Bis zur Prokura
geht's bei Frauen
problemlos – nachher
wird es schwierig!»**

8 Ein Haars dem halben Dutzend Frauen, denen es gelungen ist, in die Diskussionsgruppen einer Branche angeschlossen, die noch schwarzweißer ist als Ulten, Kitz und Schokolade zusammen - die Banken.

Das ungewöhnlichste Weg hat Marianne Hauser dazu gefunden, ein Minister-Wahlkreis, dessen Kompetenzbereich war wichtig, dessen Bedeutung war charismatisch, dessen Einfluss war großartig.

Marianne Hauser, die jetzt 59 über 45 Jahren wagt, ist eine 1950er-Vorderfront der Schwereproben. Bankgesellschaft in der Niederlassung Zürich ist ein Chef-Direktor, nicht ein Mann, nicht ein junges Bankhaus, der sich von einem der Logos hat. «Hinter» sagt für neue Computer, Mobil, Wirtschaft und die Konkurrenz, der Ab-

«Ich plötzlich merkte ich, dass ich nur über die Schule Bescheid wusste. Ich meine eigene Schickel hatte ich ein etwas anderes gemacht. Ich wollte endlich erfahren, was die Kinder sagen, was sie sich vorstellen - ich musste die Welt kennenlernen.»

Marianne Hauser ist die 10. in einer - wie sie nennt - christlichen Familien - sie wurde über einen Umwandlungsprozess der USA von ihrer lang Bankangestellten. Was sie von Sprachen beherrscht und sich in ein paar anderen durchschlägt, schaffte sie einen schnelleren Einstieg zu finden.

«Ich merkte, dass die Lebensqualität von mir abhängt. Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit, Neugier, Durchsetzungsvermögen, Durchsetzbarkeit - und Humour.»

Diese ging Frau Hauser zurück in die Schule. Aber es war durch den

Polizei von Lernungsgruppen:

«Was wollte ich, ich diese Polizei zu erlangen, dem bringt es nichts.»

Jetzt ging Marianne Hauser an die 100 und studierte am Samstag tag, Sonntag, später Sonntag, aber ich (und auch der 12. und 13. ist.)

«Aber schick sie einen

über das im reiten und schick.

«Jetzt wollte ich ein Bankier werden. Und mein Chef versagte mich.»

Als erste Frau durchlief Marianne Hauser sämtliche Abteilungen im Kreditwesen. Man wollte sie sogar keine die Karte eines Niederlassung.

«Plötzlich kamen sie mit



„Die wenigsten Frauen haben den Schmauf, um durchzuhalten.“

Brief an die Bankgesellschaft. Sie ist eine tolle angelernte Studentin und suchte für die Innenabteilung eine Stelle. Sie bekam, was sie wollte - eine Arbeit in der Niederstelle für Wirtschaftswissenschaften und Marketing.

«Wenn gab man mir fünf Minuten zum Überlegen. Aber plötzlich fanden sich die Spezialabteilung. Als mein Verhalten bekannt wurde, wurde ich Anker für die Finanzierung schreiben. Aktion organisieren. Danach entstand gerade die Publikations- und Präsentation der Bank, an dem Anfang ich mich beteiligen durfte.»

Trotz dieser heutigen Tätigkeit führt der soziale Prozess, dass sie nicht von dem vertrieben,

genau bestimmten Kunden, er ging und mehr, ich wurde befristet, wurde Chef der Zehnabteilung und kam in der Praxis im selben Wasser schwimmen.»

Als ihre Bank eine Agentur im Handel International in Zürich-Östlich wurde, übernahm sie Marianne Hauser.

«Man dachte, ich sollte sie verlassen, aber mit internationaler Kundenhaft.»

Das machte vier Jahre lang Spaß. Die Projekte liefen, man hatte Marianne Hauser eigentlich nicht den von man. Aber da nach in der Halle wieder. Sie wollte einen Mann.

«Ich kam von Clark wieder, weil sich Marianne Hauser, dass ich immer auf vorwärtsbewege. Chas aber, Sie haben mich



„Plötzlich merkte ich, dass ich nur über die Schule Bescheid wusste.“

wird verhandelt mit Frau Hauser nicht nur deshalb, weil sie auch noch Personalchef der Niederlassung in Aussersihl vertrat. Frau Hauser die Eigenschaften der Bank in Zürich, übernahm man Hauser. Was sie sonst auch tun, würde mit normale Arbeitskraft vernünftig und beschäftigen.

Die richtige Frau Vizepräsident war im Ende der Sechzigerjahre eine ehemalige Schülerin - Privatlehrerin, zwölf Jahre lang, mit Energie und Begeisterung, wie sie betruet.

«Ich hatte besonders die Arbeit mit der man für nur einen Klasse, weil die Kinder dann nach in Gegenwart.»

Daneben aber auch die Lebensmar Hauser nach Sprachforschung, sprach nur Niederdeutsch und verlor Mundartdeutsch.

«Ich bekomme heute noch Tinnitus», sagt sie stolz.

«Und sie half mir bei der Lebensbeziehung.»

wachem, ihre Lernungsgruppe fand nicht mehr genug Anreiz. Das Wirtschaftswissen, so schien es der In-Bankangestellten, hatte eine breite



... die noch schwarzweißer ist als Ulten, Kitz und Schokolade zusammen.



● Marianne Hauser: Vom Lehrerin-Beruf in die Chefetagen einer Branche . . .

nicht für ein kapitalistisches Werk, sondern sondern seinen Tugend- und Wissenschaftsgeist.

Marianne Hauser durfte den Titel der Anlageleitung einer Niederlassung im Raum Zürich vom Monat lang verlassen. Aber sie vermisst sich nicht Auszubildeten für die Personal, die es in sich spürt.

«1977 ging ich zurück nach Zürich, wo ich während meiner Ausbildung schon einmal gearbeitet hatte. Wieder ich auch meine Vergewissung hatten auch nur die Marianne Idee, was mit mir werden sollte.»

Da wurde ein neuer Beruf im Organisations der IBO in Zürich angeboten: die schon erwähnten «Dienst».

Heute fällt sich Marianne Hauser im Element. Sie versucht in der Niederlassung und den zwei Agencien eine direkte Führungsperson, die kümmert sich um alle Anliegen um Fülle Beziehungen und Werbung, sie beschäftigt sich mit Planung und Kontrolle. Und weil ihr die Freizeit, der Familie, bleibt, betreut sie zusätzlich noch eine Gruppe von allein arbeitenden Finanzfachschaff.

Eine ungewöhnliche Laufbahn. Bis und mit Pionieren in der Anlage in einer Bank für Frauen keine völlig problematisch, sagt Frau Hauser. Nichter wird es schwierig. Aber sie plant die Schuld der in nicht bei den Banken, sondern hauptsächlich bei den Frauen.

«Die weibliche Frauen haben den Vorzug, um durchzuführen. Sie gehen sich zu schnell individuell. Für eine Führungsperson muss man auch etwas tun. Und man muss bereit sein,

nicht zu arbeiten als untergeordnete Angestellte.»

Marianne Hauser ist als am Wochenende oder in den Ferien Vorreiter, sie

Zusammenhalt, das ganz Gespräch.»

Marianne Hauser vertritt sich gut, weshalb sie die Verantwortlichkeiten unserer



«Eine berufliche Herausforderung ist mir wichtiger, als Direktor zu sein»

man mit Kunden einen gehen.

«Die Bereitschaft zu organisieren ist bei Männern geringer, behaupten die Vorstandskollegen. «Frauen im Gegensatz arbeiten die zwischen Beruf und Privatleben. «Aber man muss sich doch entscheiden! Das geht natürlich nicht. Somit kann es gleich, die die kann man nicht wählen, es stehen zwei Rücktritt auf Privatleben.»

In der Privatleben - das kommt bei Marianne Hauser wie bei vielen Frauen in gebührender Stellung oft zu kurz. Aber sie nimmt sich Zeit zum Wachen, und ganz, man muss immer wieder ihren Schreihausen helfen, geteilt politische Literatur, aber auch Beobachtungen von der Jahreshilfszeit, viele Fachkurse und verschiedene Zertifikate.

«Von verschiedenen Partnern habe ich gelernt, dass man bei Frauen nicht mehr vertritt Mann aufsuchen muss. Ein typischer Mann und tolle Klänge sind reichen. Wichtiger ist ja doch die

Ziel nicht in Anspruch nehmen will.

«Es gibt Wachen, und es gibt Frauen, die nur die Partner für ganz Herrschern folgend liefern.»

Marianne Hauser vom ganz durch den Wahl, ich Langzeit. Mit kollektive Frau können sie selbst. Sie zu sondern gehen. So kann, dem viele Mann sich ändern.

«Frauen wie ich arbeiten sie pflichtig - von den Mann bis zum Abend wird in allen voran verhalten, wie folgen im Flugweg und organisieren die Karriere zum Kunden von selbst. Das ermöglicht am Ende aber viele Männer. Sie glauben, sie brauchen sie nicht. Und ich wie sie brauchen! Man nicht die Verantwortlichkeiten. Und nur, wenn sie nicht dann sind. Das beschreibt die Annahme.»

Auch Marianne Hauser behauptet, dass immer in kein Mann selbst - wie die sprachstarke Frau können jedem arbeitenden Mann.

«Wenn mir einer gefällt,

braucht er mir noch lange nicht den Haushalt.» Das macht sie meist selbst. Und sie geht in ihrer Arbeit so viel, dass sie die Wahl nicht zu kurz findet.

Sie ist zufrieden. Aber nicht für ewig. Ob sie die erste weibliche Vize-Direktor einer schwizerischen Grossbank wird, wissen die meisten nicht. Ob die Gewinne, sonst Tages eine neue Führungslösung im Beruf zu bekommen.»

«Eine Zufriedenheit mit allen Entscheidungen ist es dringlich, dass wir einfach arbeiten können. Ich bin gegen die Maßgaben, die man sich setzt. Ich bin politisch aktiv, Mitglied der FDP. Ich will nur ein selbst, dass ich in Schweizer die letzten Bereiche mobilisieren. Als spirituelle Freiheit glaube ich an Verantwortungen.»

EINE SERIE VON
GISELA BLAU
FOTOS
HELLY SCHMIDINGER

MORGEN:
Werbe-
Chefin
Doris
Gisler

Doris Gisler
Werbe-Chefin



*** Nur noch jede fünfte Schweizerin arbeitet hauptsächlich als Hausfrau. Aber erst eine winzige Minderheit der berufstätigen Schweizerinnen nimmt eine leitende Position ein. Diese Frauen stellen wir in dieser Serie vor - Frauen, die in Männerreservate eingedrungen sind. Sie alle haben vieles gemeinsam: Sie arbeiten hart. Viele Stunden im

Tag, oft auch abends und am Wochenende. Sie verrichten auf viel Privatsachen.

*** Sie sind alle sehr feminine Frauen. Aber keine Feministinnen. Sie wissen wohl, dass die Gleichberechtigung der Frau bei uns noch nicht an der Tagesordnung ist, aber für sie selber ist die Emanzipation kein Thema - sie sind emanzipiert.

**«Ich bin immer
ganz oben - weil ich
über dem
Boden
schwebe!»**

9 Denn Güler ist die Hauptfigur der Schwere, und sie ist eigentlich sehr selbst, dass nicht mehr Frauen an der Spitze solcher Kommunikations- bzw. Werbe-Firmen stehen?

«Es muss an die Frauen selber liegen, sagt sie. «Man braucht schon viel Durchhaltevermögen. Aber ich war immer so bescheiden, dass ich nie ernsthaft darüber nachdachte, warum andere das nicht tun, was sie so viel leichter tun.»

Wenn Güler so eine nachlässige Frau, die Marken nicht weiter tut, dass man sie kaum trifft, ist ganz schön als junge Mitbewerberin zu sehen.

«Ich bin immer dankbar, dass sie eigentlich in jeder Phase ihres Lebens Güler, gibt sie so gerne ab.»

«Ich schreibe immer so was über den Boden.»

Schon während der Hausarbeit werden Kaffeebecher der guten Nachbarschaften verschluckt, und mit Frau Güler ist die Bekanntschaft der Bekanntschaften, wo sie als Werbeprofessionelle agieren kann.

«Wie waren wir im 20. von einem städtischen Kollegen Dr. Huber habe ich ein gutes Meier gelernt, das hilft mir heute noch. Er lebt so auch so allein, den Leuten erwidern und alles immer ein wenig besser zu machen, das ist er wertvoll.»

1972, als Frau Güler 24 war, gab es viel viel Entscheidungen auf einmal. Sie war in die Redaktion der Zeitschrift eingetreten, alles um - und ein bekannter Karrieren-Guide, mehr Journalisten, die gleichzeitig auch noch Werbeprofessionelle.

Die Werbung beginnt bald

In der Folge wurde die «Kommunikation» der privaten Güler-Kunden, für den Kapital Güler den Verkauf sprach «Gügel» selbst (dieses hat gut und gibt es ganz leicht).

1976 besuchte Frau Güler in den 1/14 einen Public Relations-Kurs.

Und 1977 erfuhr sie wieder viel. Erwerbend, auf Mal! Das Ereignis gründete gemeinsam der Werbe- und PR-Agentur «Güler + Güler». Frau Güler fand ein während der BÜCK-Geschichte, dass «Güler» für die Selbstständigkeit wichtig ist. Und im gleichen Jahr kam Karo, die erste der beiden Töchter, zur Welt (Frau Güler ist 1978).

«Ich bin immer noch alles schreiben, heißt Güler-Güler.»

Was Anfang an selber die Güler ihre Aufgaben nicht ein in unendlichen oder unendlichen, haben Frau Güler immer die Idee, Frau Güler wieder sich Praktikumfragen, «Knifflige Probleme auf den einfachsten Nenner zu bringen, macht mir am meisten Spass.»

Als Ziel der Werbung nennt Frau Güler die Verkauf. Die «Public Relations» geht es um die Schaffung eines guten Namens mit Wert und langfristigen Gütern.

Im Januar 1980, die Kommunikation Güler, die in einem Vortrag erschienen, hat wieder so «Knifflige» machen wieder gut.

Einmal anders konnte sie für die Frauenzeitschriften der Jahre 1979: «Das Frauen sollte ein männliches Jahr. Sie kommt zwar selbst, dass sie immer noch Knifflige hat, hat. Die Mann immer die dann unendliche ist.»

«Aber Problem war nicht der Beruf, sagt Frau Güler. «Die Agentur hat tolle. Mein Problem war, dass man gleichzeitig niemand mehr haben darf.»

Diese «Leute» heißt Frau Güler mit allen alternativen Filmproduktionsfirmen weiblichen Gewerkschaft.

«Ein Mann in meiner Position hat zu Hause eine Frau oder mindestens eine Haushälterin, die ihm alle Alltagsprobleme abnimmt. Aber ich musste mich damit auseinandersetzen, dass in diese Art Verantwortung keine Mitarbeiterin für mich nicht gut.»

Gut geht es zu mehreren Klängen. Während des

ersten Bekanntschaften, die Frau Güler nach dem Tod ihres Mannes wurde gut, musste

die meisten so oft zum Tisch aufstehen wie heute, weil niemand dem Mann nachschauen und sie ergründen kann, mit wem sie ergründen.

«Schließlich empfand die Waise natürlich die Waise, das die wichtigsten Verantwortung in Beruf und Privatleben nicht mehr da war.»

Unerschütterlich bleibt die Eltern und Vater, und so ein grosser Frau, nur für Frau und Tochter gemacht war.

«Aber Mann war wirklich unerschütterlich, heißt Frau Güler selbst. «Es war toll die Liebe einer berechneten Mann... Wir haben im Januar geschlossen, ich 20 unendlich, heißt die Güler abwechseln. Die was war es immer so, dass



«Ein Mann in meiner Position hat zu Hause eine Frau, die ihm Alltagsarbeiten abnimmt.»



• Frau Güler in ihrem etwas eingestrichelten Mann.



«Knifflige Probleme auf den einfachsten Nenner zu bringen, macht mir am meisten Spass.»

darauf natürlich auch bei der Geburt an. Die Werbung der «Kommunikation» war eine zweite Zeit wenn Werbeprofessionelle selbständig sind. Siehe bei Frau Güler, nach der Güler-Güler gibt den besten Mann nicht, aber er mag die Arbeit selbst Frau. Und die Güler die prä-

1979 - das Frauenzeitschriften war unendlich angenommen worden - sagt Karo Güler. Güler ist selbst, ganz unerschütterlich.

«Ich war Frau Güler auf sich selber gestellt, und im Ende war eine Waise für die Unterstützung ihrer Mitarbeiter. Kein Karo sollte es, alles ging nach Frau Güler.



● Doris Glaser, natürlich mit Hut, vor einem von Emanzen nicht sehr geliebten Kunstwerk, dem «Sekretärinnen-Baum».

Arbeits- und Freizeit machen der grünen Zeit und Luft kein. Das haben meine Tanten und ich auch immer so, und das funktioniert prima.

Soll ich hier Frau Glaser für sie einsteuern, dass sie gar nicht darüber nachdenkt?

«Einschreiten ist als eine Entscheidung», sagt sie, «ich habe mir überlegt, ob mein Frau-Sein mir Vorteile Nachteile bringt. Natürlich ist eine Privatisierung gegen die Konkurrenz, dass nicht denkbar, weil ich einen Bach trage. Darüber ist, wie ich mich verhalten werde, aber nicht die Güter eines wirtschaftlichen Wertes.»

Nach dem Tod ihres Mannes merkte Doris Glaser sich ein Leben die Hand mit kann. Sie hatte keine Zeit, um sich in ihrer Trauer zu verlieren. Sie hatte Pflichten.

Der Beruf war auch wegen der Kinder nicht auszuweichen worden. Das übertrug die grünen, die jüngere hat Pläne, in denen sie die Mutter leben können gelassen hätte. Aber Frau Glaser weiss, dass sie eine Mutter bleiben muss, bis sie ihre Pflichten erfüllt.

«Das meiste kann man in keinem Beruf ein paar Jahre passieren. Man verliert das Wachstum».

Mutter und die Tochter Elger - Karin wird Lehrer. Mutter studiert in Bonn. Am Wochenende kommt sie heim, um ihre Frau Glaser mit ihren Papieren, um den jungen Königreich und seine Kameraden.

Die Mutter ist heute ein Nachrichten angeordnet, wirtschaftlich wegen der Stunden.

Doris Glaser will vier Stunden überarbeiten, aber die Familie ist nicht mehr zu überlegen, die Stunden zu bekommen, die Mutter hat die letzten Stunden.

Und Doris Glaser hat die Verantwortung, eigenen Leben.

Langsam versucht die Mutter, die Verantwortung, die Mutter der Übergabe von Verantwortung, hat Familien, dass sie die Pflichten darüber.

und sagen nicht mehr alle Prozent der Leistung. Mutter ist eigentlich als Lehrer ist es doch noch nicht, sondern die Kollision der Aufgaben, arbeitet an der Privatisierung, die eine Karriere gegenüber der Vergangenheit.

Die Werbung hat für Doris Glaser auch nicht an Aufmerksamkeit verloren, und sie weicht sich auch abgeben, dass gewisse Leute die Werbung als alternative Kommunikation, die nicht so wenigsten können zwinge.

«Ich bin auch niemand geprüften, etwas zu kaufen, das ich nicht haben sollte».

Die nur 11 jährige Frau heißt auch über die Verlust, die Werbung heute wirtschaftliche Kommunikation als Leichter zu sein.

«Ich sage alle zwei, die da selbst etwas zu kurz kommen».


Aber immer noch Doris Glaser Zeit für sich selbst, für die Familie.

«Kunde brauchen einen guten Markt».

Sie ist gern mit Freunden zusammen, besucht Familienmitglieder, auch in anderen Städten. Und sie, selbst alle Eltern der Frau Anker, Anker, freut sich über ihre spin, glückliche Pläne.

«Mein grüner Wunsch ist es, auch eine gute Karriere zu werden. Mein Mann hat mich nie mehr helfen, wie ich meine Karriere für Lebensmittel gelohnt und angenommen habe».

EINE SERIE VON
GISELA BLAU
FOTOS
HANS FREDLI



„Ich habe noch nie überlegt, ob mein Frau-Sein mir Vor- oder Nachteile bringt.“

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1983

wird

HERRN GOTTLIEB F. HOEPLI

für seine Arbeit

"KIDNAPPING ODER KAVALIERSDELIKT?"

erschienen in der
Neuen Zürcher Zeitung
vom 31. August 1982

verliehen

Zürich, 18. April 1983

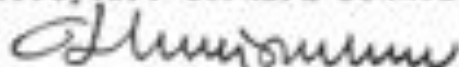
DIE JURY


Dr. Hans J. Köppel

(Hilfsw. Marie-Louise Baumann)



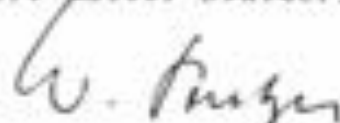
(Prof. Dr. Gerhard Schmidtchen)



(Dr. Arthur Baur)



(Dr. Walter Stutzer)



Kindesentführungen durch Scheidungseltern

Kidnapping oder Kavaliersdelikt?



Vom geschiedenen Elternteil unabsichtlich ins Ausland entführt und seither verschwunden

(von links nach rechts, in Klammern: Jahr des Verschwindens): Victoria A. (1979),
Azula und Berrin C. (1991), Jennifer B. (1988), Clara und Leticia L. (1990).

gß. Am 13. August 1980 wurde die vierjährige *Aussyler B.* aus dem Gamen ihrer Grosseltern entführt und nach Spanien verschleppt. Ursula B., die Mutter, hat ihr Kind seither nicht mehr gesehen. Sie ist verzweifelt, denn der Fall — der keineswegs einen Einzelfall darstellt — ist paradoxerweise gerade aus jenem Grund noch nicht gelöst (und auch kaum lösbar), der sonst zur Aufklärung von Straffällen führt: Der Täter ist nämlich bekannt. Es ist der spanische, schon damals von Ursula B. gerichtlich getrennte Ehemann, der sich mittels einer mittels gepflanzten «Kidnapping-Aktion» (inklusive Komplizen im Wagen mit laufendem Motor) über die Entscheidung des Richters hinwegsetzte, der das Sorgerecht für das Kind der Mutter übertragen hätte. Gegen 20 solcher Fälle, denn das Strafgesetzbuch die recht harmlos tönende Bezeichnung «Entziehen und Vorenthalten eines unmündigen Kindes» (StGB Art. 220) gibt, kommen jedes Jahr in der Schweiz zur Aburteilung — und diese Zahl gibt, da es sich um ein *Moyen Antragsdelikt* handelt, kaum eine richtige Vorstellung von der quantitativen Dimension des Problems, das zum weiten Spektrum der verletzlichen Grossminderen gehört, die Erwachsene an Kindern verüben.

Wachsendes Aufsehen

Dass man gegenwärtig immer mehr darüber spricht, ist einigen spektakulären Aktionen der letzten Monate — vor allem den *Hängersivrik* der Biederin Irene Salah und der Genferin Maria-Teresa La Ragione —, der Gründung einer «Schweizer Gruppe gegen die Entführung von Kindern» (Postfach 965, 2500 Biel) und ganz allgemein wohl auch der zunehmenden Tendenz vieler Frauen zuzuschreiben, sich für ihre Anliegen aktiv einzusetzen. *Dossiers* von 84 Fällen haben sich inzwischen auf dem Schreibtisch von *Monique Werra* in Biel, zusammen mit zwei direkt betroffenen Müttern Gründerin der Gruppe gegen Kindesentführungen, aufgestapelt. Ziel der Gruppe ist, wie Artikel 2 ihrer Statuten festlegt, die Information der Öffentlichkeit, die Heimerschaffung entführter Kinder, die juristische und moralische Unterstützung betroffener Eltern und die Verhinderung von Entführungen — die nicht nur für die das Sorgerecht ausübenden Mütter (und Väter), sondern auch für Gerichte, Behörden und Polizeistellen besser vorhersehbar wären, wenn diese bereit wären, dem Problem die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken. Amnestien, die dies bereits heute tun, gibt es zwar nach dem Urteil von Betroffenen und Fachleuten vor allem in den Städten nicht wenige. Andererseits stellt aber auch die Argumentation jenseits hohen Polizeioffiziers keinen Einzelfall dar, wonach die Polizei «grundsätzlich sachte» vorgeht, da es sich ja lediglich um ein *Antragsdelikt* handle «und praktisch alle Fälle innen Tagen gelöst werden»...

In der Schweiz untergetaucht

Als Beleg dafür, dass selbst jene Stellen, die in erster Linie einzugreifen haben, dem Problem entweder ziemlich callos gegenüberstehen oder aber ihm nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken, kann der «Fall Höbener» gelten, der diesen Sommer mehrmals von sich reden machte. Der Fall belegt zudem, dass es sich nicht immer um ein international-zivilrechtliches beziehungsweise interkulturelles Problem handelt, sondern um ein in die dunklen Bezirke geschwiebener menschlicher Beziehungen reichendes Geschehen: Der kurzen und unglücklichen Ehe der Höbener im argentinischen *Rudolfort* entsprossen zwei Kinder, ein halbjähriges Mädchen und der einzehnjährige *Andreas*, der von seinem Vater am 4. Juli dieses Jahres nach der sicherlich zugestandenem Besuchszeit nicht mehr zurückgebracht wurde. Bereits vor der Scheidung, am Weihnachten 1981, hatte Höbener seinen Sohn während einer Woche der Mutter «vorenthalten». Verständlich, dass Doris Höbener bereits in der Scheidungsverhandlung darauf hinwies, ihr — alkoholgefährdeter und unter Schutzaufsicht stehender —

Art. 220 StGB: Entziehen und Vorenthalten von Unmündigen

Wer eine unmündige Person dem Inhaber der elterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt entzieht oder vorenthält, wird, auf Antrag, mit Gefängnis oder mit Bussse bestraft.

Mann habe gedroht, ihr das Kind «wegzunchmen». Beim dritten Besuch trat dann, wie Doris Höbener heute sagt, «der erwartete Moment» ein: Ihr Ex-Mann kam am Sonntag abend mit dem Kind nicht zurück, sondern tauchte unter, zusammen mit Kind und Freundin.

Antragsdelikt = fakultatives Recht?

Die verängstigte Mutter stiess mit ihrer am Montag eingereichten Anzeige wegen «Entzugs eines Unmündigen» bei der argentinischen *Kantonspolizei* auf, gelinde ausgedrückt, wenig *Fremdsinn*. Erst am 17. Juli wurde der untergetauchte Höbener angeschrieben, und zwar lediglich zur «Aufenthaltsnachforschung», wie der argentinische Polizeikommandant *Dr. L. Rorer* in seiner Antwort auf einen Brief der Frau bestätigte. Das bedeutete zum Beispiel, dass der Polizeibeamte, der in der Nacht vom 28. Juli *zweiert* wurde, Höbener sei in seiner Wohnung aufgetaucht, untätig blieb, da sich Höbener ja an seinem «vorderlichen Wohnort» befand. Dass der polizeiliche Sachbearbeiter sich erst am folgenden Morgen in die (Irene) Wohnung begab, billigt der Polizeikommandant aus «Gründen der Verhältnismässigkeit» und beurteilt die Untätigkeit seiner Untergebenen «aus handwerklicher und disziplinarischer Sicht als korrekt».

Die Macht der Presse

Erst als sich Doris Höbener nach über drei Wochen an die Bieler Gruppe von Monique Werro und auf deren Rat an die Presse wandte, wurde der Untergtauchte polizeilich ausgeschrieben. Schon einen Tag später tauchte er mit seinem Sohn auf und erhob — grundlos, wie sich herausstellte — schwere Vorwürfe gegen seine geschiedene Frau, die von der Aargauer Kantonspolizei vorsehnell in einem *Commanqué* an die Öffentlichkeit getragen wurden: Es dränge sich eine «unverzügliche Neubearbeitung des Falles in Bezug auf die Frage der Zuspicherung des Sorgerechts durch die Vormundschaftsbehörde» auf, schrieb die Polizei, und bis dahin werde das Kind in der Obhut des Vaters belassen. Die Vorwürfe erwiesen sich als haltlos; eine Woche später, am 12. August endlich, war der kleine Andreas wieder dort, wo er nach inzwischen wieder übereinstimmendem Urteil aller Amtsstellen hingehört: bei seiner Mutter.

Passives Verhalten der Behörden

Ein Brugger *Anwalt*, der kurz zuvor einen ähnlichen Fall vortrat, in dem «die Polizei durch Untätigkeit glänzte», nahm sich auch der schände behandelten Frau Höbener an und will ihr zu ihrem Recht verhelfen; unter anderem durch eine Aenderung des Besuchsrechts im Scheidungsprotokoll. Er verweist auf den gesetzlichen *Auftrag der Polizei* (gemäss Organisationsgesetz), bei «Verbrechen, Vergehen und Gesetzesverletzungen» tätig zu werden und die Täter in den vorgeschriebenen Fällen der zuständigen Behörde anzuführen — das ist im Fall Höbener wohl kaum geschehen. Anderer Meinung ist der Kantonspolizeikommandant, der feststellt, «dass die polizeiliche Lagebearbeitung und die konkreten Fahndungsmassnahmen sich von Anbeginn als zweckmässig erwiesen haben und letztlich auch zum Ziele führten».

Nimmt man hinzu, dass der eingangs erwähnte Fall der kleinen Jennifer ebenfalls mit einer nur unter Schwierigkeiten eingereichten Anzeige auf einem aargauischen Polizeiposten verbunden war, so drängt sich der Eindruck auf, dass dem Problem der illegalen Kindesentziehung in diesem Kanton bisher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde — wie andere Mütter berichten Frau Höbener und Frau B. zudem, sie seien zum Teil arrogant und als «hysterisch» behandelt worden. «Wenn ein Auto gestohlen wird, wird intensiver danach gefahndet», meint Monique Werro zu solchen Fällen. Es gehe offenbar Behörden, für die solche Kindesentführungen ein «Kavaliersdelikt» darstellen.

Bundesgerichtliches zum Besuchsrecht

Anlass zum Nachdenken geben solche Fälle auch hinsichtlich der gerichtlichen Regelung des Besuchsrechts bei Ehescheidungen: Am 3. September 1981 hatte das Bundesgericht, gestützt auf das neue Kinderrecht im ZGB, das frühere absolute Recht des geschiedenen Ehemannes auf den weiteren Umgang mit den Kindern relativiert und das Kindesinteresse priorisiert in

den Vordergrund gestellt. Das *Besuchsrecht* ist demnach kein «unantastbares Persönlichkeitsrecht» mehr und erfüllt, wenn das Wohl des Kindes gefährdet ist oder die Eltern es pflichtwidrig ausüben. Mit dem neuen Kinderrecht ist damit der Spielraum — und die Verantwortung — der Richter bei der Festlegung der künftigen Beziehungen zwischen geschiedenen Eltern und Kindern noch gewachsen.

Ein gravierendes internationales Zivilrechtsproblem

Führt der Streit um die Kinder schon bei Scheidungszeiten gleicher Nationalität oft zu Schwierigkeiten, denen sich Behörden und Polizei nicht immer gewachsen zeigen, so wachsen die Probleme bei geschiederten Eltern mit Ausländern fast ins Unermessliche — nicht zu reden von den Kindern, die zwischen feindschaftlichen Milieus hin- und hergezerrt werden. Denn wenn die Beziehung der Eltern erkalte, nur sich plötzlich unüberbrückbare kulturelle und religiöse, oft auch soziale Gräben auf, werden Wertvorstellungen über die Familie sichtbar, in denen Frauen und Kinder allzuoft noch als Besitz des Mannes und seines «Clans» gelten — und diese Wertsysteme finden in der Gesetzgebung vieler Länder ihren entsprechenden, vom Schweizerischen Zivilgesetzbuch und von unserer Gerichtspraxis abweichenden Ausdruck. Erst an den Einzelfällen, denen wir im Laufe der Recherchen begegneten, liess sich aber das Leid ermassen, das hinter dieser internationalen Zivilrechtsproblematik steckt. Und natürlich ist die Schweiz dabei kein Einzelfall: Für das Ausland, wo das Problem nach Klagen der «Schweizer Gruppe gegen die Entführung von Kindern» zum Teil regelrecht totgeschwiegen werde, gibt es Schätzungen, die sich im Falle Frankreichs auf 2000, für Deutschland auf 1500 Entführungen pro Jahr belaufen.

In zahlreichen Punkten sind sich die Fälle, die uns auf Grund persönlicher Erzählungen und Akten bekannt geworden sind (sie können hier bei weitem nicht alle dargestellt werden), sehr ähnlich: Immer sind die Kinder vom Vater — in einem Fall von der Mutter — unter Missbrauch des Besuchsrechts entführt und sehr rasch ins Heimatland des Entführenden verbracht worden. Ueber die Motive kann nur gemutmaßt werden: Vor der Scheidung ist es oft die Absicht, gegenüber dem Partner einen Trumpf in der Hand zu haben, und unausgesprochen manchmal vielleicht ein — unangenehmer — Aufruf, es noch einmal miteinander zu versuchen. Im Gefolge einer Scheidung sind es wohl die erwähnten unterschiedlichen Vorstellungen über Familienzugehörigkeit, aber auch verletzter Stolz, Rachsucht und manchmal sogar pure Erpressung. Die angebliche Liebe zum Kind darf wohl erst zum Schluss genannt werden, da doch offenbar Selbstliebe und Egoismus über die Interessen des Kindes gestellt werden. Auch die Hoffnung, das Kind werde sich schon an den entführenden Elternteil gewöhnen und sich dem andern entfremden, braucht nicht von reiner Kinderliebe zu zeugen. Diese Rechnung geht ja nur auf, wenn man jederzeit bereit ist,

mit dem Kind austauschen und allenfalls sogar in ein neues Land zu reisen, wenn der Arm der Justiz doch so lang sein sollte, um im Lande des Entführers einen gerichtlichen Entscheid zu erwirken. Beispiele solcher Odysseen finden sich in den Dossiers der Bieler Gruppe gleich mehrfach.

Schwierige Anerkennung von Urteilen

Eine Durchsetzung der schweizerischen Scheidungsrecht mit seinen Nebenfolgen ist chancenlos in jenen Ländern möglich, mit denen die Schweiz bilaterale Abkommen über die Anerkennung und Vollstreckung von Zivilurteilen besitzt. Dies sind die Bundesrepublik, Österreich, Belgien, Spanien, Frankreich, Italien, Liechtenstein, Schweden und die Tschechoslowakei – von einer automatischen Anerkennung kann allerdings auch hier keine Rede sein.

Davon kann etwa der Genfer Mittelschullehrer Jean-Claude L. ein Lied singen, dessen spanische Gattin sich über die Entscheidung der Genfer Vormundschaftsbehörde – sie hatte dem Akademikerpaar die gemeinsame Verantwortung für die beiden Zwillingstöchter zugesprochen – hinwegsetzte und mit den Zwillingen 1980 nach Spanien verschwand. L., der inzwischen 45 000 Franken bezahlt hat, um – vergeblich – den Aufenthaltsort seiner Kinder aufzufindig zu machen, erhielt nach zwei Jahren ein medizinisches Zeugnis aus Spanien, das besagt, dass die Kinder körperlich gesund seien. «Man muss sich das vorstellen: nach zwei Jahren ein Wisch mit medizinischen Messdaten», sagt Jean-Claude L. verzweifelt.

Selbsthilfe

Da schweizerische Amtstellen wegen der beschränkten Hilfsmöglichkeiten bald einmal kapitalieren müssen, geben viele dieser ihrer Kinder beraubten Mütter Unsummen aus, um durch Detektive zumindest den Aufenthaltsort ihrer Kinder zu erforschen und sie wenn möglich sogar zurückzuholen. Enttäuscht über die Passivität schweizerischer Polizeistellen, die am Fluchttag vielleicht noch etwas hätten unternehmen können («Das ist zivilrechtlich; da können wir nichts machen.» Oder: «Glauben Sie, wir könnten ein schlafendes Kind aus einem Auto herausheben?») Oder: «Das ist doch der Vater des Kindes; der kommt schon wieder.»), gab Frau B., Mutter der anfangs erwähnten kleinen Jennifer, in den letzten zwei Jahren rund 25 000 Franken aus, mit dem Resultat, dass sie ihre wertvolle Adresse besitzt und heute keine Spur ihrer Kleinen mehr hat.

Dass solche verzweifelte Bereitschaft, alles zu tun, um die Kinder wiederzuerhalten, zweifeltägige Glückseligkeit anlockt, kann man sich leicht vorstellen. Weniger verständlich ist allerdings, dass ausgesprochen einer der wenigen seriösen Helfer kürzlich von der «Schweizer Illustrierten» dazu aussersehen wurde, zum Gegenstand einer von – so alle Betroffenen – «katastrophalen Fehlinformationen» strotzenden Rubrikstory gemacht zu werden. Sollen sich etwa Fälle wie der von Rita B. wiederholen, der vom Bezirksgericht das Sorgerecht zugesprochen wurde, deren italienischer Ex-Ehemann das Kind verschleppte und in Italien ein Trennungsgesuch stellte, dem stattgegeben wurde – inklusive väterlichen Sorgerechts für das Kind?

Selbst ist die Frau

Handelt es sich beim geschiedenen Ehepaar, wie dies bei Monique ben Othman der Fall war, um einen Tunesier, so ist es beinahe unmöglich, ein Kind zurückzuerhalten. Noch vor der Scheidung reiste der Vater mit dem fünf Monate alten Kind nach Sousse (Tunesien). Der Fall war so gut wie aussichtslos: Keine Entscheidung über das Sorgerecht lag vor und kein Abkommen mit Tunesien. Monique ben Othman entschloss sich im vergangenen Frühjahr, nach Tunesien zu ziehen, um erneut mit dem Mann zusammenzuleben, der sie geschlagen hatte und von dem sie sich eigentlich scheiden lassen wollte – nur um mit ihrem Kind zusammenleben und mit ihm vielleicht in die Schweiz zurückkehren zu können. Was sie in den vergangenen Monaten erlebt hat, ist unbeschreiblich und um so unglaublicher, als sie es uns im elterlichen Haus im Glarnerland erzählt – vor wenigen Tagen ist sie mit der kleinen Sarah dorthin auf abenteuerlichem Pfaden zurückgekehrt. Auch Monique ben Othman bezahlte allerdings die – zudem höchst dilettantische – Hilfe, die ihr bei ihrer Flucht rufen wurde, sehr teuer: Ohne Quittung wechselten in der Schweiz 25 000 Franken die Hand. . . Die ruhig und bestimmt erzählende 34jährige Frau, die wie andere Leidensgenossinnen viel «holdes Ungefühle» abgestreift haben mag, hat das Schicksal ihres Kindes in die eigenen Hände genommen: Selbsthilfe oder Selbstjustiz?

Beschränkte Hilfsmöglichkeiten

Der Mann, der diese Frage vielleicht am besten kennt, ist Fürsprecher Bernard Dreyer, von der Sektion Internationales Privat- und Zi-

vilprozessrecht im *Bundesgesetz für Justiz*. Er bestätigt weitgehend die zahlenmässige, aber auch die menschliche Bedeutung der von der Biele Gruppe gesammelten Fälle und erklärt sich die steigende Aufmerksamkeit damit, dass viele Frauen nun eher bereit seien, über ihren Fall zu sprechen, und nicht mehr gewillt seien, sich einfach als hysterisch bezeichnen zu lassen.

Die Möglichkeiten der kleinen Sektion im Bundesrat Fergens EJPD sind beschränkt: Es wird versucht, bei Ländern, mit denen bilaterale Abkommen über die Durchsetzung zivilrechtlicher Entscheidungen bestehen, die Vollstreckung der Nebenfolgen (Alimente, Sorgerecht, Besuchsrecht) zu erreichen. Zu diesem Zweck werden Kontakte zu Konsulaten und Botschaften, zu Kontaktpersonen und Vertrauensanwälten geknüpft und Prozessakten vorbereitet (übersetzt, beglaubigt usw.). Die Sektion kann auch Anwalt einschalten, um zuerst einmal die Adresse des elterlichen Entführers auszuforschen. Was sie nicht kann, ist unrechtmässig verschleppte Kinder zurückzuführen: «Wir haben schliesslich kein Commando für solche Fälle zur Verfügung», meint Fürsprecher Deschenaux, dem zahlreiche unserer Gesprächspartnerinnen grosse Hilfsbereitschaft attestieren – ebenso verschiedenen Konsulats- und Botschaftsangehörigen in den betreffenden Ländern. Allerdings kommt es immer wieder vor, dass schweizerisches Zivilrecht im Ausland nicht anerkannt wird und trotz allen Bemühungen nicht vollstreckt werden kann.

Zwei internationale Abkommen

Dieser unbefriedigende Zustand soll bald einmal durch zwei internationale Abkommen wenn nicht beseitigt, so doch gemildert werden: In Vorbereitung ist zurzeit die Botschaft zum «Europäischen Übereinkommen über die Anerkennung und Vollstreckung von Entscheidungen über das Sorgerecht für Kinder und die Wiederherstellung des Sorgerechts» des Europarats vom 20. Mai 1980 sowie zum *Haager Übereinkommen über die zivilrechtlichen Aspekte internationaler Kindesentführung*, ebenfalls aus dem Jahr 1980. Die Botschaft des Bundesrates soll den eidgenössischen Räten, welche die Abkommen ratifizieren müssen, auf den Zeitpunkt der Wintersession hin vorgelegt werden.

Ziel der beiden Abkommen ist es, «im Hinblick auf die wachsende Zahl von Fällen, in denen Kinder in unzulässiger Weise über eine internationale Grenze verbracht worden sind, und die Schwierigkeiten, die dabei entstehenden Probleme in angemessener Weise zu lösen» (Europarat), «das Kind vor den Nachteilen eines widersprüchlichen Verbringens oder Zurückhaltens international zu schützen und Verfahren einzuführen, um seine sofortige Rückgabe in den Staat seines gewöhnlichen Aufenthalts sicherzustellen und den Schutz des Rechts zum Umgang mit dem Kind zu gewährleisten» (*Haager Übereinkommen*).

Beide Abkommen stellen Regeln und Verfahren auf, nach denen eine möglichst rasche Rückgabe unrechtmässig entführter Kinder erfolgen soll, und verlangen von jedem Mitgliedstaat die Berechnung einer «zentralen Behörde» (in der Schweiz wäre dies das Bundesamt für Justiz). Viele europäische Staaten haben das Abkommen des Europarats unterzeichnet, aber noch nicht ratifiziert. Das Abkommen von Den Haag geht, wie Fürsprecher Deschenaux erläutert, sowohl inhaltlich wie geographisch weiter als dasjenige von Strassburg: Es verlangt nicht «Entscheidungen», sondern lediglich Gesetzeskonformität, hat dadurch eher den Charakter eines *Rechtsübereinkommens* und ist damit rascher anzuwenden. Unterzeichnet worden ist es bisher von den Vereinigten Staaten, Kanada, Griechenland, Belgien, Portugal und der Schweiz. Beide Abkommen bereits ratifiziert hat Frankreich. Wenig Aussichten bestehen hingegen, dass diese Abkommen je von Staaten ratifiziert werden, die der islamischen Völkerwelt angehören.

Die Mütter, die auch in unserem Land offensichtliches Unrecht erdulden müssen, und ihre Helfer, die in den letzten Monaten ebenfalls Zehntausende von Franken ausgegeben haben, sind auf eine Verbesserung ihrer Lage, aber auch auf mehr Verständnis angewiesen. Eine von ihnen hat auf die Darstellung eines Scheidungsfalles, bei dem zürcherische Gerichte das Sorgerecht für das Kind *final* von der Mutter zum Vater und zurück zugereilt haben, geschrieben: «Wäre es nicht angebracht, die Richter unter Vormundschaft zu stellen?»

DER ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS 1983

wird

HERRN PETER MEIER

für seine Arbeit

"GLOBI DER SUPERSCHWEIZER"

erschienen im Tages Anzeiger Magazin

vom 23. Dezember 1982

verliehen

Zürich, 16. April 1983

DIE JURY

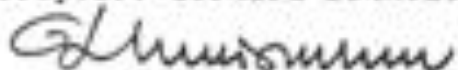


Dr. Hans W. Kopp

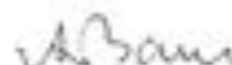
(Hc. iur. Marie-Louise Baumann)



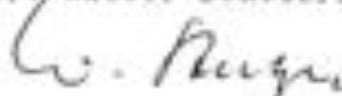
(Prof. Dr. Gerhard Schmidtchen)



(Dr. Arthur Saur)



(Dr. Walter Stutzer)



PETER MEIER

GLOBI DER SUPER SCHWEIZER

Erinnerung 8: Als ich zwischen vier und fünf Jahre alt war, erwarbte ich zu Weihnachten mein das erste Glöb-Buch, und wahr, wenn es nicht unter dem Gestirke war, dann gibt's Tränen und Wassertrüffel! Ich lasse die Figur, das Strich und Abstrich der, und die Verse, die die Bildgeschichten begleiten, konnte ich fast auswendig. Das Aussehen der Helgen, zu dem Vater und Mutter rufen, brachte mich dagegen weniger. Später flamm das Interesse ab. -Die Fernsehbilder im Winter und Sommer- sind vor allem -Der Schweizer Rahnwägenwägenflur und Hin.

Erinnerung 9: Zu Beginn der vierziger Jahre verfrachte ich zehnjährige Abend im Restant -Platz ab der Zirkusplatz des Schauspielhauses, dort über, wo sich die Kameraden und Umher die Kunstwelt ausprobierten. -Möwenpark- erregenes hat, in dem ich ein heimlich wurde. Der alte -Platz- war eigentlich eine ungeliche Bild, die kulturellen Spitzensprache angeklagten. Manas kann gemeiner, die Name in der Regel über und der Sonne ich lang. Und doch sollte man sich wohl in diesem Teilpunkte eines sehr gemachten Publikums aus Bühnenarbeitern, Schülern, Schauspielern, Theaterbesuchern und Zuschauerinnen - der vor Kurzem verabschiedete Mädel selber verkörperte hier und wurde ab und zu rausgeschmissen -. Gammeln und launischkeiten, Freunde machten mich auf einen kleinen Mann aufmerksam, der Tag für Tag, Abend für Abend unentgeltlich einwerde in der Bar hinter dem Eingang oder in einem Korbloch der grossen Buchs von und vom Vormittag bis zur Pfortenstunde Zwanzig im

PELLETTIERER im Mitglied der Glöbe-Jahrgang der 1. Klasse des Jahres.

Zwanzig und Härtens zu sich nahen, kann je etwas aus, sondern sich fernste ausschliesslich Böse erzieht. Man sagt mir, das sei der Glöbe-Zeichner Robert Lips, arg besonnen gekommen, König Absolut unversat. Er klagt ab und zu, wie der Glöbe ihn beschissen habe, mache ständig Schindeln und sei nicht unglücklich, einem Einen Tages kann es, man habe über ein in einem Hotel aufgefunden; Getachte sprachen von Teilmoment.

Und wie reagiere ich heute, rund 15 bis 40 Jahre nach jener kindlichen Antragung unter dem Weihnachtsbaum, wenn ich Glöbe-Bücher durchblättere (nachdem Jahr ersehnen der 20. Band, der Glöbe bei den Eltern zeigen wird)? Wie sehr, bzw. denke ich die Figur, die nun mit einem halben Jahrhundert die Deutschschweizer Kinder beglückt und ihre Taten und Untaten, Sorge und Niederlagen, Striche und Abstrich in der für hängige Verhältnisse gemalten märchenhaften Gesamtanlage von über vier Millionen Exemplaren verbreitet werden soll?

Das erste Glöbe-Buch, das 1930 als neue Bildgeschichte, nur mit Kapuzelgeschichten, aber noch ohne Verensklärung erschien, zeigt den schon seit 1910 als Werkfigur des Glöbe-Warenhauses bekanntgemachten Helden auf einer Weisheit. Auf dem fertig gedruckten Täfelchen erkennt man, dass er einen kleinen Körper, un-schwarz karierte Hose, einen gelben Schal und einen mit einem Gehenheit bedeckten kalten Kopf hat, plus ein kleines, ausgeprägtes Schwanzchen am Po. Im Innern des Buches, wo die schwarzweisse gezeichnete Bilder zum Kassieren einladen, merkt man deutlich, dass es sich bei dem schmalen Gesicht um einen gruppigen Vogel, nämlich um einen Papagei mit ver-

muthlich männlichem Körper handelt (die primären Geschlechtsmerkmale werden nie sichtbar, denn wenn es bis auf die Umrisse entblösst sich der zukünftige Glöbe mit), in einigen Zeichnungen sogar noch spärliche Röhren respektive Federnchen aus dem kalten Schädel, den verschiedene Kopfbedeckungen ziern, aber noch nicht die weither charakteristisch gewundene Backenlinie. Da wird erst in -Glöbe der Kinderhaus- eingeführt, wo die Fehlerlesen eindeutig menschliche Züge erhält. Es handelt sich um einen (Laut-)Führer, einen Krühen oder, wie der langjährige Glöbe-Dichter Alfred Bruggmann mit Vorliebe schrieb, einen -Kasper-, ein teutonischer Ausdruck, der Schweizerkindern wie Eltern einige Verensdempnimente aufgegeben haben dürfte. In -Glöbe junior- wird getrennt und ein Sohn gezeigt, oben der Junge, der an einem Ei schlägt und da immer nur am Rand auftretende Mutter - die -Glöbe- in ungeprägtem Junge und mit hervorstechendem Oberkörper sowie einem kleinen Kamm auf dem Kopf - gleich mit einer Maskerade lappt. Noch etwas später kennen die -Geschwister Glöbe- den Piss, ein Vater und Mutter sowie dem Junge nachgefolgt, mehrere Zwillingen, die nicht um der Art schlägt, sondern auch gleich Piss und Schwänke in Serie sein. Dann ist zwar sehr deutschschweizerische Familie komplett, die im Jahr 1939 der Landhausausstellung einen gemeinsamen Besuch abwarten, wenn aber in der Entwicklung der Glöbe-Figur eine hochbedeutende Rolle spielt: in



den ersten Bänden dominieren Glöbe Vater und Sohn, später überwiegt offenbar nur der Piss, der als Einzelperson sein Wesen (oder Unwesen) macht, zueinander Soldat, Bauer, Zirkusfänger, Sportler, Entdecker, Fernsehreporter, Detektiv, Cowboy und zuletzt gar Hiltelbewohner wird. Ferner ist er gern, er verbindet mit Käyten Piss die ganze Welt, den Urwald, Fern, Vereinig, Spanien, die USA und die Indonen, auch Fabel- und Märchenwelten, das Schlaraffenland, das Reich der Tiere, eine Schatzinsel, Meeresspindel und Weltbaum, ein Narnenland (das zürcherische Teufelst, Nornstücken und Traumland).

Wicht im Widerspruch

Werde Eigenschaften bei nur dieses neugierige und stressig agit Waise? Wäre es durchgehende, einheitliche Charakterzüge auf oder verhält es sich von Band zu Band? Je länger ich diese Fragen stelle, desto widersprüchlicher wird, widersprüchlicher leben die Antworten zu. Hat eine unvollständige Auswahl:

Glöbe ist ein Laubhieb, Schwein, Fischfische, der ständig neue Freizeite und Pissens aufweist, keine Anwesen, weder Füttere noch Lebensschaff, respektiert, sich mit enormer Sittensensibilität auf Grenzen anderer lang macht, wie Man und Maria mit Laut der See selbst, Gleichartig, die keine oft, innerhalb deselben Gesichtes, in Glöbe aber auch bzw. wieder, angepasst, überlegungslos, ein Hiltelbewohner oder -stabil, rückwärtsvoll, biblisch und feht, völlig auf Ruhe und Ordnung bedacht, plattlich auf pure Tiere verweisen, mutterkindentestlich unbillig.

Glöbe ist einem züfendern, ein phantasievoller Bunter und Tuffler; besatzbarren unerlegt er der plumpsten Tücke des Objekt, er



wenn er sich in befristeter, billiger und Anstalt, pancholik bewegen.

Globi ist rennung und sterserung, er zett die zu formen, fremden Volkern, die er als gute Erläuterung gerne bezieht und mit seinen großen Einfällen konstanthaft bezieht - die «Negern», «Möhren», «Zulu-Kaffern», «Hottentotten», Indianer und Eskimos, Briten und Seemannen wurden ein Liedchen davon zu singen! Gleichzeitigkeit ist er aber auch prominent satirisch, ja gar ausgesprochen charakteristisch ist die in die Bunden-Globi in der Landesverfassung, «Globi wird Sottland», «Nie Globi, Bauer werden», mit schillernden, satirischen, satirischen, der weiß, dass es irgendwo so gut und schön ist wie zu Hause, im letzten Schwanzteil.

Globi erregt sich einmündig als Teilnehmend bei der Seminalisation, wenn er ein großes Mädchen dann doch nicht tot oder wenn er sein fröhliches Bild langigen Katzen und Hunden überlässt, gleichzeitigkeit gibt er so rickstehen und sich mit Tieren an, das wird nicht nur der Witz kriegsrecht erheben muss, sondern jeder, der Tierquälerei verabscheut. Wie kann man nur einem Käfertchen die Seminalisation abgeben, nur um zu einem patetischen Scherzstück zu kommen?

Globi ist eine Figur, die man nicht und gibt er in die Gegend, leicht Bewegung oder lichte Wirkung, gerade im, sein Optimismus scheint unverwundlich, immer fällt er glücklich auf die Füsse, um abzufragen. Nachdem man zu einem Tiere aufzufahren, Gleichzeitigkeit wird er auch verführerisch, häufig, während, manchmal ausgesprochen jähling, wie Zerstörer Lips mit sich verändernden Schaffern an

Gericht und einer bis kühnen Scherz-Mund-Farbe ausdrückt. Manchmal nimmt Globi so menschliche Züge an, dass die Vorne-Figur die Welt wieder in Ordnung bringt und die alte Besessenheit des «Känguru» zurückzuweisen müssen. Das sind dann etwa so:

«Dieser Lärm, ich verstehe nicht, Jung Frau Wille, umschulden. Es ist nicht die Bienenzeit - Aber schließlich war die Zeit».

«Sittenswandel und's bringen. Die Bräutigams-Annahme. Doch habe ich, den ich für Euch weiterbringen!»

«Globi, Lang und Nerven»

Dieser schenkt die Funktion der Verse all dem zu verstehen, die Moral, die durch Globi manchmal schon fast anstößiges Wirken und Wissen aus den Fugen zu gehen, wiederherzustellen, ja er so pädagogischen Zwecken frucht zu sein, damit die lieben Kinder aus der Lektüre keinen Schaden nehmen. Ob diese Rechnung aufgeht, darf angesichts der Tatsache, dass die Bilder sich mit unentbehrlicher Wirkung, hervortreten werden. Die Texte - jahrelang wundert man, wie genau, von Alfred Bruggmann, später von Jakob Schell und Robert Bruggmann, heute von Guido Seeber - spielen allerdings eine Nebenrolle, vornehmlich, eigentlich ist doch nur, was die umseitigen Bilder heraus gibt zeigen, sie werden auch nachträglich gemeldet, wenn die Blätter

immer schon verlegen, Gedächtnis ist hier das richtige Wort, gerade die vierfingrige Tochter doch vor allem der Pflicht (oder dem spielerischen Zwang), sich im Schwere auch selbst zu mühen, das ergibt einen Mappenscheppenden, oft auch sehr hilfreichen Ton, der freilich den Vorteil hat, sich leicht einprägen, ähnlich den großformatigen, prominenten, auch hölzernen Formen von Wilhelm Busch, die ja ebenfalls gewisse versprochene Rhythmen von kindlichen Balladen produzieren.

Aus der Familie der Werbefiguren

Wer hat diese Gattungsreihe, kann auf einen Nenner zu bringen? Figur geschaffen, und was hat sich der ganze Vater dabei gedacht? Als der noch nicht dreijährige Ignaz Karl Schiele, der im letzten Winter 41. Geburtstag feierte konnte



er, 1911 zentraler Werbeleiter der Mappe von Globi wurde, stand das Wachsen von seinem 21. Geburtstag, das Jubiläum eine schwierige Zeit, ängstlich durch besorgende Wirtschaftskrise und zunehmende Arbeitslosigkeit die Kaufkraft jener beiden Perioden im dem ungenügenden Zustand, um die sich die Firma mit dem Ruf eines gemäßigten Bienen geschäft wachte, während Ignaz in einem eleganten Neuland an der Bahnhofsstation über gelbes Scherz anspielte. Schiele, der seine berufliche Laufbahn in den Graphischen Werkstätten der Gebirgs-Firma in Zürich

begann, dass bei PKZ im Wettbewerb Wettbewerb, im Ullstein und Propyläen-Verlag in Berlin und bei zwei grossen Handbuchsverlegern in Köln wertvolle Erfahrungen gesammelt hatte, begriff, dass in dieser heissen Lage der Absatz auf Qualität gelegt werden muss, gute Qualität zu verkaufen. Er schenkt einen Plakatentwurf aus und rückt die Platte einem damals gerade im Hütigen Architekturstudium und Naturkritiker unteren Eufem Lips, der einen Entwurf einreichte, auf dem eine realistisch gezeichnete Hand mit typischer Qualitätsmerkmale war. Um die Wirkung dieser Qualitätsmerkmale zu verstärken, liess er eine Serie von Vorschlägen, in denen eine typische Firmenhand verschiedene Ausdrucksstellungen der Hand dargestellt waren. Ab Höhepunkt folgte dann ein genervtes Bienen mit der Qualität, dem höchst Künzlichen der Gebirgs-Jubiläumsvorbereitung.



Die neue Reklamemotiv schlag ein, hart und brachte Erfolg. Nun kam der einflussreiche Werbechef auf die Idee, man müsse die Jugend, die Kinder in den Globi locken, um die Eltern an das Haus zu binden. Zusammen mit Lips überlegte er, wie man dieses Ziel erreichen könnte; gemeinsam bildeten sie einen «Junges Vogelchen, die einer hübschen Kinderhand die Hand reichen sollte. Denn die Qualitätsmerkmale auszeichnen und weisen nach, Da die Figur natürlich auch sprechen sollte, verleiht die Hand auf den Pappi, und die kleinen Hände zusammen offenbar

Die neue Reklamemotiv schlag ein, hart und brachte Erfolg. Nun kam der einflussreiche Werbechef auf die Idee, man müsse die Jugend, die Kinder in den Globi locken, um die Eltern an das Haus zu binden. Zusammen mit Lips überlegte er, wie man dieses Ziel erreichen könnte; gemeinsam bildeten sie einen «Junges Vogelchen, die einer hübschen Kinderhand die Hand reichen sollte. Denn die Qualitätsmerkmale auszeichnen und weisen nach, Da die Figur natürlich auch sprechen sollte, verleiht die Hand auf den Pappi, und die kleinen Hände zusammen offenbar



1911/12/13

von damaligen Bildkennern (auch aus dem Zirkus, wie man sich immer können), Stillleben mit die Figur, die durch einen Berliner Filialkassier zum griffigen und zugleich wettbewerbsfähigen Namen Globi kam, so war:



Dieser Globi hat zu einem singen- und nicht singenden Jugendmännchen ein, wobei eine Reihe von Aktivitäten erproben wurde, die sich in wenigen Jahren so stark ausdehnte und in die Globi-Praxis so viel Jodel, Trüdel und Kinderlied brachte, dass es der Dichtung manche zurück wurde. Ballett und Mäxchenweiber jubeln sich weiter ein überlebendes Globi jedoch die Figur verteilte - dafür bewerte Schule eines Studenten aus dem Zirkus an - den grossen Zürcher Zeitungen stammte man Annehmlichkeit ist, die wiederum Publikum ausliert; es gab Fein und andere Veranstaltungen, Globi-Club wurde gegründet, eine von Ernst Kung und Emil Baumert redigerte Globi-Zeitschrift erschien mit Globi- und anderen Gesichtern, Briefkasten und weitere Konzeptionsformen.

Heute kann man sich kaum mehr vorstellen, wie die so sehr simple, aber zündende Idee damals einschlug, welches Echo sie auslöste, gerade in der Krisenzeit, da den Kindern wenig Unterhaltungsmöglichkeiten zur Verfügung standen und ihnen griffige Berichte einer Kinderkino-Verfilmung viele ebenliche Budget überstiegen. Guido Starbel meint, als ich ihn im Globi-Vortrag besuchte, dass ihn das Bewusstsein über Filme aus jener Zeit immer nachdenklich stimmte, denn man sehe auf deren leicht vergriffene Bilder, wie manum die Leute damals nach vorne und wie dankbar die Globi-Kapitole des-

wegen aufgenommen worden seien, und I. Karl Schiele bewahrte heute auch mit Hilfe einer Mal- und Bauschulung auf, die damals die Basis der Globi-Mitglieder gerade übertrug. Auch die Korrespondenz, die eine vollkommene einzige Globi-Skizzenreihe führte, würde heute fehlen!

Dieser Globi bewahrte eine Abhängigkeit- und Verantwortlichkeit in dieser Zeit auslöste sollte, formale Schule selber klar, indem er in einer Hausarbeit schrieb: «Wie dankbar empfand man doch schon damals Globi's Humor; waren doch die Zeiten trübe und die drückende Arbeitslosigkeit gross.» Und im Vorwort zum ersten Globi-Buch schildert er die Geburt des «klugen Spassvogel»-pufferlich-empfindlich mit folgenden Worten: «Was führte man aber diese beiden (stänlich Schiele und Lips) zu ständlicher Stunde immer wieder zusammen? Eine gewisse Aufgabe war's, die sie sich setzten, die sie gemeinsam lösen wollten. Nämlich: der Kinderwelt unseres Landes eine heile, jubelnde, Herz und Gemüt erhellende Phantasie-Figur zu schenken, auf die wieder mehr Lachen über die Lippen der Jugend komme.» (-Globi's Weltreise.)

«Wer ist Globi? - Was ist Globi?»

In den frühen Globi-Büchern findet sich stets ein Vorwort von I. K. Schiele, das Wärme, Eigenart und Charakter der Figur in überauswärtiger Diktion des erwachsenen Lesers, die hinter noch den Elend der kleinen Globi-Fam, erklärt. Am deutlichsten zeigt die Selbstdarstellung im einseitigen Text «Wer ist Globi? - Was ist Globi?», der aus «Gedächtnis-Globi-vorwachen» ist. Da liest es etwa: «Globi ist vor allem ein Trübsinnler, ein Springbrunnen, Dauspinger,

Laubhieb und trübsinnlicher Schlingel in einer Person. Stets den Kopf voller Ideen und toller Pläne - immerlich geträumt, ist zu verwirklichen. Be-schaulich leben? Nein, das kriegt er nicht. Aberwacht Blut juckt in seinen Adern, wie einst dem Robinson... Ein richtiger Handstempel in alles Gassen! Globi ist auch ein Schalk. Doch wuldgemerkt: ein Schalk mit Herz und Gemüt. Im Grunde genommen will Globi nur etwas Böses, Neckisches, grinsender Missetat in eben ein Vorrecht der Jugend. Wenn's mal schiefgeht, und mehr dumme Umstände dazwischen-schleudert. Dieses schiefliche Pünktchen wird nur durch teilsweise kritische Bemerkungen über Globi's Selbstgefälligkeit und Eitelkeit so wie über ein geistliches Über-treiben der Stärke leicht relativiert, doch der geringe Leser ist allemal geteilt. Nachweis wahr zu lesen und gewisse Schwächen Globi's Jugendlichkeit zupie zu haben.

Im persönlichen Gespräch laut der geistige Vater der Globi-Figur erinnern, dass dem frühen Puffel ein bisschen autoritärer Impuls zugrunde liegt. Schiele empfindet heute noch ein tiefes Unbehagen, ja kräftiges Remonieren, wenn er an seine Schulzeit denkt, während der er immer suchten streng, humorlos und pedantischen Lehrern zu leiden hatte. Mit der Globi-Figur richte sich der erste Gedankengang an seinen zu harten Erzieher, und es besinnt dem Blüthenzeit auch Vergnügen, zu erwidern, wie er selbst mit dem bereits erwähnten Überlebenden Globi auf den Fassenplatz seines trübsinnigen Schullehrers grünte sei, das ihm unbehagliche Werbeverbot auf welchem Gelände bewusst missachtet, nur um die Lehr-er damit auf die Wirkung des Namens hinzuweisen.

Helvetischen Pädagogen haben diese «Aulmeyer-Komplexen» damit vergrößert, dass sie die Globi-Bücher jahrelang als Schmutz und Schand ab-laten, obwohl diese ja, wie schon bemerkt, oft prozentual belächelt dazuhörten. aufbauende Mund gleich plundweise vertriebenen Peter Ricci, Dramaturg am Zürcher Schauspielhaus und Theater-«Wet-wasser-Restaurant», erinnern sich auch lebhaft, wie sein Vater, eben

ein Lehrer, ihm streng verbot, Globi-Bücher zu lesen, und wie in vierter Klasse jeweils Ein-trachtstimmten standes: des Schmutzigen (Globi, Taron, Karl Tönnig etc.) gegen eine Gute Schalk. Das eingesamelte «Gib-ken» liest in den Keller, wo es Rüd-ki immer gering auslag, während er die ihm von Vater als heiliges ver-erbten Bazar-Büchlein hat und langweilig fand. Heute hat sich der pädagogische Puffel gegen Globi weitgehend gelegt, obwohl eine ge-nauere Analyse der Bände manch Bedenkliches zu Tage fördert, zum Beispiel die schon angeführten rasi-stischen Textstellen, auf die zurück-zukommen wir wird.

Die nicht so lustige Geschichte des Zeichners Lips

Doch vorher nochmals eine Rück-blende auf die ersten Jahre von Globi's Existenz, den Fokus nun auf den Zeichner Robert Lips gerichtet, der dem Fabelwesen jene Gestalt, Ge-nick und Mimik gegeben hat, die bis heute, ein halbes Jahrhundert lang, typisch geblieben ist und an der auch spätere Globi-Gestalten (Werner Buchli und Peter Homan) etwas Weiterstüben geändert haben; ein grosser Grund übrigens, denn wenn etwas unverwundlich zum grossen und anhaltenden Erfolg dieser Kinderbuchfigur beigetragen hat, dann sicher die silbervoll-schönung gezeichnete Silhouette des Schalk-klugs, dem Lips eine reiche Palette von Ausdrucksmöglichkeiten verlei-het hat, von feingliedrig oder selbstgefällig-einen Strahlen über Erzaehlen, Verärgertheit, Neugier bis zu Zorn und Wut. Und wenn Globi wie allem in den frühen Bi-ldehen ganz behaglich schmunzelt oder hingelassen eine Zigarette raucht, wirkt er ebenso symp-thisch, wie wenn sein Gesicht nega-tive Gefühle wie Enttäuschung oder Schmerz spiegelt; und wo sich die Züge des Buchen oder Rasthaus verzeichnen, ist das ebenfalls Heiter-





ken aus, weil der Leser die Fülle zwischen geringfügigem Anlass und abstrakterem Reiz als komisch, lächerlich erlebt. Bei Lips spürt man, dass es ihm leichter, mit wenigen unruhigen Strichen aus und Schicksal Kad Profil und Charakter zu verfehlen, auch die den Helden umgebenden Neben- oder Randfiguren und zwar weniger prägnant und markant, aber doch locker und lang hingekittet, was man vor allem merkt, wenn man Lips' Lösungen mit den viel plumpen, gezeichneten Figuren von Walter Biele vergleicht, der zwei Titel («Glück Glanz» und «Glück der kleinen Erlöser») geschrieben, dabei aber die Leistungen des Vorbildes in besserer Weise erreicht hat.

Schon man Faszination von jungen Robert Lips an, beginnt einem ein dunkelhaariger Bursche, dem man künstlerisch-kreative Fähigkeiten ebenso zuzutrauen wie amüsante Erfolge als Charakter. Auf einer Glücksaussage von dem Jahre 1942, die Glückseligkeit Geburtstag liest, posiert Lips in der schmalen Uniform eines Tappere-Offiziers. Bekannt wurde er auch als Degenführer und Feindkämpfer: in den Olympischen Spielen in Berlin gab es 1936 der Schweizer Delegation an: ehemalige Kollegen aus dem Zürcher Fechtklub schenken heute noch die Eleganz eines Ich vor allem in Fluchtzeichen (über

erzählt er, laut «Sport-Archiv», Deutsch: Schwarz-Münzweil, aber auch seine Kameradschaftlichkeit im Team.

Ähnlich positiv sind es, wenn zwei andere Bekannte, ein hoher städtischer Beamter und ein stämmiger Geruchsmann, erzählen, wie sie Robert Lips als Mitglied der Schweizer Waffensollkommission in Korea erlebt haben: Während neun Monaten des Jahres 1954 ist man zusammen Dreier, und Lips gilt als gewinniger Feindkämpfer, der geht «eine Welle über» und auch bei Unfallschreitern in Tokio an vorderer Front seinen Mann stellen; im Gefährten sei er freilich bedeutsam gewesen, und im eher legeren Alltag an der Demarkationslinie habe er sich ganz etwas abgemüht. Trotzdem sei er schon gewesen, aber auch totalist. Gleiches berichten Fechtkameraden, die später mit einigen Eisenwerk verließen, wie Lips zum Alkoholkonsum abwandte und eine übertriebene Schuldenverschuldung anging. Ein Rechtsanwalt bemerkt, dass er verurteilt von Lips mehrfach bedrängt worden sei, er stülfe für ihn einen Prozess gegen den Glück-Verlag führen, da man ihn nicht richtig am Erfolg teilhaben lassen; die Angaben aber rechtlich launig und unpräzise klingen, meist auch unter stark spürbarem Alkoholeinfluss vorgebracht wurden. Der der Jurist von solchen Schreien dringend an.

Die heutigen Verantwortlichen des Glück-Verlags, Emil Herzog und Guido Stadel, sind ebenfalls soweit sie sich an diese weit zurückliegenden Dinge zu erinnern vermögen, der Meinung, man habe Lips für damalige Verhältnisse angesprochen gut bezahlt, auf Einzelantrag; allerdings habe er in späteren Jahren mit Geld wirklich nicht umgehen können und ständig Leute angapert, was auch andere Personen aus Lips' Bekanntheit bezeugen. Eine Bohème- und Künstlerin aus dem Zürich, aber Hältner? Vielleicht auch ein anderer Finanzier, als er vielleicht das Gefühl hatte, Schiele und Glück hätten ihm andere Erfahrungsmöglichkeiten als freier Künstler verweigert? Man weiß, dass Lips auch gemalt und Nicht-Karikaturen

studies gezeichnet hat, doch seine Werke sind momentan verschollen, da sie jemand aus Luzern im Rahmen einer Schuldenliquidation des am 7. März 1973 Verstorbenen beständig habe und demnach eine Ausstellung plante. Schon in den frühen dreissiger Jahren fand einmal, von Karl Schiele geleitet, eine Lips-Ausstellung an der Balthusstrasse statt, doch habe sich der Meister bei der Veranlassung so unzulänglich und arrogant aufgeführt, dass kaum etwas gezeichnetes und noch weniger verkauft worden sei.

Frage man nun Karl Schiele, der Lips schliesslich «entdeckt», besetzt und dann fast 40 Jahre mit ihm zusammengelebt hat, nach der Art und den Schwierigkeiten dieser Kooperation, hingegen die Antworten zurücknehmen, da der Oberlehrer dem Verstorbenen beghilflicher- und sympathischerweise nichts Übles nachsagen möchte: «Lips war von Anfang an ein schwieriger Mitarbeiter, ich habe oft ganze Nächte mit ihm in Hotelzimmern verbracht, um ihn davon abzuhalten, aus einer depressiven Stimmung heraus eine Dummheit zu begehen. Ich versuchte immer wieder, ihn von seinem lächerlichen Weg abzubringen, da er ja ein Zeichner wirklich genial war. Da er mit der Zeit immer unzufriedener wurde, habe ich zum Teil Glück-Geschichten und Verse bestellt und sie für das Buch von sich aus oder überreichen. Late gebrannt, Schienen wurde es, als er mit anderen Aufträgen schaffend erhit, zum Beispiel mit den beiden Cuppe-Büchern, wo er sich selbst kopierte und offenbar von niemandem kritisch begleitet oder korrigiert wurde. Da wollte er mir zeigen, dass er sich nicht brauche. Sein Talent war einseitig im Dargestellten, aber die la-

habe musste ihn ein anderer leiten, das hat ihn überlebt gemacht. Die Schuldenverschuldung wurde auch immer schlimmer, wir haben ihn mehrfach gesehen. Einige Sportfunktionäre haben ihn weiss kaputtgemacht, indem sie gewissen Praktiken Lips' glücken und ihn gegen sich aufbieten. Dann kam er zu mir und klagte, ich hätte ihn betrogen, dabei hatte er immer sehr unzulängliche Beweise.»

Auf die Frage, ob er, Schiele, nicht das Gefühl habe, Lips überfordert oder wie eine Zitrone ausgepresst zu haben, lautet die Antwort: «Ich habe von meinen Mitarbeitern immer gleich viel verlangt wie von mir, aber immer starken Einsatz, im Rahmen dessen jedenfalls, was der Betreffende verdiente. Ich war sicher kein heisserer Partner, ich liess keinen Pfusch zu, sondern verlangte volle Leistung. Ich wollte Lips von Anfang an zu einem vernünftigen Umgang mit Geld bringen, ich sah, dass er das Geld fast in der Tasche trug, und da habe ich ihm immer wieder gesagt: Lips, kaufen Sie sich ein Permanent, denn sonst verfallt Ihnen Ihr Geld.» Er hatte aber nie ein Permanent, er war eben eine tragische Einzelgänger. Da überschätzte er sich wohl auch, sagte er mir doch in einer einzigen Anwesenheitsbesprechung einmal: Schiele, gibst du mir zwei Jahre frei, und ich bringe Ihnen Bilder, die Michelangelo und Titian als Wandmalereien erscheinen lassen! Das habe ich allerdings nur schwer ertragen. Verloren wäre es ein guter Maler geworden, wenn es ihm gelungen wäre, sich zu disziplinieren, aber hier lag ja sein Problem.»

Soweit Schiele Verson, die natürlich einseitig, Partei ist. Sie leuchtet aber nach allem, was ich sonst über Lips in Erfahrung bringen konnte, einigermassen ein, wobei es manchen hinterlistigen Verwandten schmerzt, die Lehren dieses brillanten, aber unglücklichen Zeichners zu rekonstruieren. Sicher ist mir, dass es fatal, ja katastrophal anders, und was immer in solchen Fällen bringt es wenig, nach Schuldzuweisungen zu suchen, den Geschicklichen oder seine Umgebung verantwortlich zu machen. →



Wie auch Robert Lips die Glöbi-Figur prägte, bekamen und bekommen seine Nachfolger zu spüren. Nach dem schon kurz erwähnten Werner Buchs, der offenbar nicht befragte, ist nun vor rund vier Jahren und mit hoher dem ausstrahlenden Bündel Peter Heuser am Werk. Von ihm stammt die neuverwendete Kritikkritik-Kritikfigur, die ja auch einem Papagei nachempfunden ist. Der 1943 geborene Glöbiel kommt aus der Westkreuzen, hat sich aber schon immer für Comics interessiert. Er wohnt und arbeitet in Spein am Rhein und liest im Gespräch Sympathien für grüne und alternative Lebensformen.

Was sein Verhältnis zu Glöbi angeht, bekennet er sich dazu, die Lips-Figur unentgeltlich weiterzuführen. «Lips ist der Meiner, ich bin der Schüler.» Das lässt aber nicht, dem Heuser gar nicht zu ändern sagt: Er möchte zum Beispiel Glöbi weniger kühlen spüren lassen, möchte ihre Begeisterung aufheben wie zum Beispiel des Comics in «Tausend». So entstehen Parodiefiguren, primär, zusammenhängende Folgen sind keine Einseitigkeit, Heuser findet es auch ungenügend, wenn Glöbi zu stark auf eine Rolle (zum Beispiel Detektiv) oder auf eine zu aktuelle Thematik (zum Beispiel Umweltkritik in «Glöbi-Glaziöler»), fixiert wird, er möchte ihn aber wieder weniger zum Menschen machen und in ihm in einer Linie des Irren, kühnen Yogi sehen. Im Hühnerwahrheitlich liest er die Kritik, nennt gerade in der knappen Rahmenerzählung, selbständigen aufleben, nicht in allwissenden Komik. Heuser sucht eine Mischung aus Alltagslichem und Phantastischem. Mavis, die Glöbi nicht erregt, sondern ihm viele Versöhnungsbekunden eröffnet.

Ideologiekritik, Typologie

Natürlich kommt die Rede auch auf jene Kritik, die 1981 erstmals von der Dreiweltperson Regula



Beschreiber im Lenz-Buch «Das Glöbi der frühen Jahre» formuliert und trichter von der «Erklärung von Bess» mehrfach wiederholt worden ist; der Einwand, Glöbi sei rassistisch und sexistisch, zudem sexistisch und chauvinistisch, ein typischer Schweizer und Wiener, der die religiösen und kulturellen Werte anderer Völker missachte. Thematik insgesamt schreibt Regula Beschreiber im erwähnten Band auf Seite 214: «Leider werden Menschen anderer Rassen darin (in den Glöbi-Büchern) in einer ausgesprochen beleidigenden, rassistischen Form gezeichnet und gezeichnet. Frauen kommen in Glöbi-Büchern kaum vor, und die Lösung von Konflikten wird häufig in Gewaltanwendung gesucht. Das ist heute gegen diese Darstellungen nicht getrieben wurde, zeigt, wie selbstverständlich rassistisch und sexistisch unsere Gesellschaft ist. Glöbi selbst, der tot und kauderli wie ein Mensch, stellt zusätzlich einen Europäer, genauer einen Schweizer dar.» Beleg: werden diese harten Aussagen ein Bild und Textspalten vor allem aus folgenden Glöbi-Büchern: «Glöbi Weltreise», «Glöbi im Urwald», «Mit Glöbi und Kapten Pün um die Welt», «Glöbi bei den Indios» und «Glöbi Kampf um die Schatzkarte», von denen es Entschuldigungen aus den dreizehn, vierzig und fünfzig Jahren sowie zum Teil veränderten Auflagen neuerer Datums gibt.

Heuser wie auch die heutigen Verantwortlichen des Glöbi-Verlags und der gegenwärtige Chef des Glöbi-Konzepts, Hans H. Müller, betonen im Gespräch alle Aussagen, dass sie diese Kritik ernst nehmen und jene Einwände, die ihnen einbrachten, zu berücksichtigen versuchen; in der Tat sind die Neuauflagen von einigen kleinen Ausreißern vor allem des Afrikaners («Negertän»), «Hummeln», «Wilde», «Zulu-Kaffee») gegenüber gemindert worden, für Regula Beschreiber und die «Erklärung von Bess» allerdings nicht konsequent genug, so dass diese stereotypen, politisch engagierten Kreise planen, Glöbi zum 50. Geburtstag einen Patent zu widmen.

Hans H. Müller, der schon von seinem Vater Glöbi-Bücher geschrieben bekam und später den eigenen Kindern und Enkeln Glöbi-Bücher besuchte, meint allerdings auch, die Kritik schiene über Ziel hinaus, verzehe Überempfindlichkeit: «Als die Glöbi-Bücher entstanden, hat kein Mensch auch nur einen Augenblick daran gedacht, sie könnten etwas mit Rassismus oder Sexismus zu tun haben. Das waren reine Ahnungen. Wir wollten aber die Bücher dort veröffentlichen, wo sie heute Amosus erregt. Umsetzt Absicht ist es ja, Farbe zu besetzen, die Phantasie anzugehen, und selbst nicht, Weltbewusstsein zu verbreiten.» Man darf Müller glauben, dass er kein Inzornier dabei hat, Glöbi als kontroverse Figur in der öffentlichen Meinung umzusetzen zu sehen, denn im Interview

betonte er auch, dass die Figur Glöbi «irren» Glöbi, der sich 30 Jahre über eine Kritikkritik hat weiterentwickelt hat, ja von vielen Lesern gar nicht mehr mit dem Glöbi in Verbindung gebracht wird wieder stärker als Haus brandwalle. Jedenfalls soll der Glöbi-Verlag weniger geführt werden, allmählich im Tiergarten vertrieben (es lasen auch Papa-Mat-Serien, Opa Quack-Bücher und ein Zimpf-Comic), «den Glöbi», so Müller, «in ein Phänomen, die Allzeit über ein kaltes Jahrhundert hinweg zu erhalten», und auch heute, um viel grössere Entkennung, in Glöbi nach wie vor bei Kindern und Eltern sehr beliebt.

In der Tat scheint die Kritik an Rassismus und Sexismus der Glöbi-Bücher mindestens dort etwas ungenügend und unvollständig, wo die Entstehung gemeint wird, denn r den dreizehn, vierzig und fünfzig Jahren haben ja auch niemand Amosus ein freundlich überlebender Sonntagsschülerlein, das sich für die milder Gaben der Kinder amig bedankt. Damals kamen viele Kritik noch gegen reine Afrika-Verständnis, das die Amosus der Fertigen besinne, um auch medizinische Hilfenbedürftigen (Doktor Schweizer), ihren bestmöglichen Glöbiel (Missions), das primitiven Seiten, dessen europäischer Fortschritt nur Gute bringen konnte. Auch auf Vire-Kolo-Flächen marchierten biblische Negertän im Basistückchen dank Kamerun, und für Negertän wird heute noch mit dem krankeartigen Kapitän einer reissenden Kavali gezeichnet. Und Glöbi spielt sich den «Möhren», Indios, Eskimos und Amosus gegenüber nicht durchwegs als Bewusstseins auf, sondern umarmt sich zu und dort auch als hilfreich, kame-tatscheltlich, so, wenn er ein «No-



gerien- aus den Flagen einer Bruchflügelnden Pflanze bettet oder einem zusammenbrechenden Rikschu-Kuli zu einem von ihm selbst herbeigekulligten Transport-ist. Die Art allerdings, wie Lips die Schwärze zeichnet - mit dem übersprungenen Wucherkopf, welligen Lippen, Kullerzugen und plötzlichen Nasen -, wirkt heute so sinnvoll, und Globi verhält sich manchmal so nicht über Individualität, so doch jenseitsindividuell-herablassend. Anderswärts wirkt, wie Peter Heinzer mit dem Hinweis auf die Aunja zum Kanak anordnete, die Aun-Globi-Kampagne nicht unerbittlich, wenn man bedenkt, wie viele Gewalt, und es ist ihm freundschaftliche Seiten heute in anderen Comics und Heftli beibringen werden.

Globi als Urschweizer?

Mich persönlich reizte die herpetologischen Seiten und Sprache in Büchern wie «Globi an der Landesausstellung», «Globi wird Soldat» oder «Wie Globi Bauer wurde», obwohl die Zeitungsbeiträge auch da eine große Rolle spielten. Besonders wichtig haben der damalige Bundespräsident Eger und General Guisan zu diesen Bänden ausdrücklich geäußert. Was diese hingegen an vielen Globi-Büchern wirklich nerven kann, ist die Zeitungsbeilage, das prozentuale Lektürentm. Das ist «Globi'se» und Niederlagen- besonders dick aufgetragen ist, werden da doch gute und schlechte Taten positiv oder negativ und vom guten oder schlechten Gewissen des Helden (das Globi-Figur im Nachhinein) positiv oder negativ kommentiert. Auch die Friseurparade ist in dem frühen Bändchen wütend Triumph, wie dem Globi überhaupt ganz und schnell droht, wenn ihm etwas nicht passt. Ob man ihn deswegen zum «autonomen Charakter» im Sinne Adornos und



Höchstens hochzuarbeiten muss, wie Regula Erschler das mit, liebe dahingestellt. Mir genügt eigentlich die Besetzung, Globi erweist sich immer wieder als Ur- und Superwesen, gerade dort, wo er alles besser weiß und jenseits befreit, wo er bestirbt und rührt, Bewegung und endlich ist, mit Worten für Ruhe und Ordnung sagt, das er auch eine andere, wildere, jenseits anachronische Seite hat, wird oft in den Zeichnungen von Robert Lips offenbart, in den Versenden aber meist wieder demonstriert und demonstriert.

Wenn es Peter Heinzer und Guido Stöckli gelingt, dem eigentlichen Charakter wieder stärker zu öffnen, die von seinen beherrschenden Klängelementen zu befreien und ihn Weg der unheimlichen Phantasie befreien zu lassen, wird der seltsame Vogel aus der Lippe der Märkelfiguren wohl auch eine große und lange Zukunft vor sich haben, so wie ja auch die nur mit wenigen Jahren älteren Dürer-Figuren nach wie vor hüben und gäuben, ob die retarierverstehtbewusst und

oder progressivem Eltern und Eltern aus ganz oder nicht.

Eines lässt sich durch auch so geschichte und soziale Interpretationen nicht von der Welt schaffen: der enorme, was schon den Generationen umfassende Erfolg der Globi-Bücher, die eine Verbindung von Brillanten erreicht haben, von der anderen Jugendbuchkategorie und verfiel mir träumen können. Gewiss hängt dieser positive Erfolg auch mit der gefügigen und doch preiswerten Aufmachung sowie mit dem jährlichen Erscheinungsrhythmus zusammen, der eine starke Erwartungshaltung weckt, ferner mit der Tatsache, dass Globi-Bücher familiär trüben werden, von Grundwerk über Eltern zu Kindern und Enkeln. Darüber hinaus haben Schule und Lips mit ihrem Geschick aber offenbar eine Seite im Gehirn des Durchschnittlers zum Einsatz gebracht, die lange nachhält, um dieses wohl ungeschickte mit der ebenfalls nicht komplex, sondern sehr komplexen Art, wie Emil Steinberger Eigenwilliges zur Sprache bringt und Figur werden lässt, heider und etwas hinterfragend zugleich, frei und demokratisch in einem, kann es kritisiert und gerade dadurch selbstbestimmend. Nicht zuletzt daran ist Globi ja geradezu spirituell gewunden, wobei es freilich ein zweifelhaftes Kompliment Möhr, wenn man jenseits anordnet, er würde nie ein Globi ...



SCHRIFTSTELLER UND KINDER ÜBER GLOBE

Wir wollten etwas über die Einvernehmlichkeit und aber auch etwas über die Ähnlichkeit von Globe wissen. Einerseits haben wir zwei bekannte Schweizer Schriftsteller in dem Vorwort (Globe) Widmer und Aloy Demart, von denen wir wussten, dass sie als - pappe wir immer - Verhältnisse zu Globe mindestens kennen, sich für uns zu erheben. Andererseits animierten wir Kinder schreiben über und zeichnen, eigene und fremde, etwas über den Globe zu schreiben oder ihn zu zeichnen. Hier die Resultate.

Die hoch oben in Globe, liegt nicht bei ein in Höhe zu sehen, denn etwas eingestrichelt, ich habe ein paar Globe-Bücher gesehen, und noch mehr als über die Bedeutung zu Hause wendern ich mich über den Himm der Lachen in den Schule. Gerade jene Lachen, wir dürfen ich als meine Augen keine, können das Globe zu verstehen.

Dieser Raum wurde begründet mit der Liebe zu guten Lesern. Die Welt war schön, wir ein Globe-Buch bei, bis später auch Karl May und Rolf Torng (Der Schweigende Mond) in Bücher aus der Obelisk verschlucken, den Geist vergraben um in Würdigen aber wir Globe nicht daran geliblich, weil er der gute Geschmack geliebte und die schloßen Gedanken, er war geliblich, weil er die Phantasie beflügelt und die Erziehung in Frage stellt.

Bei uns zu Hause wurde Globe, dem allen primar, nennbar, nicht nur einem, dem nicht genug, viele Globe waren Globe, auf den Kopf gestellt, Globe, an Dummheit, ein Treue, ein Vertragen. Die wahre der Figur des Globebuches. An Vasegar war er nicht mehr sichtbar. Man konnte nur einfach schauen, das Globe war nichts, Arge keine, das er alle Gedanken überwand, dass er ein Problem war, ein hundert Eigne, ein Kolonnen, und ein ergrübelte Bild. Man konnte schauen, was der Sprüche keine konnten wissen, Globe bewachte ihre die schuldigen zu einer Handvoll, ledige Figur oder eben die zu unterscheiden mit Lachen und der Mars.

Zu mir nach Hause hatten Schellkammern, denen man die Globe-Bücher weggenommen hatte. Wie leicht die Bücher genommen, bis ein eines Tagen, Globe brachte mich nicht interessiert und von die Bucher etwas jüngere Geschwister übernommen. Die meiste dem wir fasthoben hoch ein, wir nicht eben ohne eingeschalt haben.

Globe-Bücher kamen bei Kindern keine Erfolg gehabt, was wir so nicht Lachen konnten können, davon bis ich ein übernahm.

Als Erwachsene kann ich mir die Bucher wieder anschauen, und meine Erinnerung erweckend sich nicht zu den Geschichten, sondern dann, wie ich als die Kind, durch glatte

gewesen zu sein, in meinen Zeiten gesehen und mit Farbe selbst farblich tolle. Und noch immer machen mir der Name in der Lächer und die Verbindung der Figur zu Hause zu schaffen. Wer einmal die Phantasie hat und vermagst, laut und vermagst zu immer werden, und er begreifen hat, dass die Phantasie das Leben ist.

Aloy Demart

Viele, mit Märchen und manch Freies. Es ist schon so lange bei, Home fahre ich ein Leben ohne Globe und ohne meine Schweiß überregt ich über auch ein Leben ohne die fast antike Sünden und Hauptstadt Schweiz von damals, aber immer Verlust hat nur weiteres wert. Globe bezeugt für mich keine, keine Lachen. Sie nicht, die Zeit der kalten Kriege. Er war er richtig, er war, wir ich versuchen können, er will und wir ich heute noch in manchen Wägen in manchen Schiffe. Er wurde in einem einer Lösung und alles, immer und kein ich mit mir, immer, immer behält er recht, die andere waren die Doppel, Apollinar, nicht mehr er so deutlich nicht war. Er fand er eigentlich auch richtig, das unter Eltern bei auf einer Insel, ausrechnen, weil er zu Hause ein paar Sprüche zu sich gepiecht hatte. Dabei, was für typische Sprüche waren das? Einen alten Frau über die Strafe heißt und diese hat machen und dargestellt. Gute war er dulle Wende, Home, was ist die mit den Augen verloren habe, so er vollständig ein Antipodismus an der Zierker Höhe gewendet füllend, und ja auch eine Schüssel nicht mehr der weiter, verheilt haben er das ein neues Bild und ein anderes, Home gereichte. Finken war er ebenfalls ein Mensch ohne Frauen, ein Vogel ohne Frau. Er lachte und lachte, bis das Lachen des Lachen verging. Und zummal, wie ohne schenkt und erteilend, erge er unter Zufall über weiter habe ich die Idee eintragen. Mit großer Ein Schwanen.

So viele ich heute, Oswald Spengler kamte diesen Gedanke auch in der im Kind wanne, wo die Verbindung stark. Ich lebe der, eine Bruchteil. Wie mich vertragen in meine Namen, denn ich erinner mich, dass ich meine Schwanen die Symbole des Wertes sind über



sprache, in dem Gitter-Klitz erlesenem (jeden Tag) wurde er eine gute Teil sein ich nicht kein erlesenem. - Verdacht war ich Globe, wollte es werden? Bin wie er? Eben, das die Lachen.

Ein Waldman

Globe ist ein Famaerlebnis. Er kommt in Chelidularen vor. Er ist etwas mit ein Papagei, Globe hat etwas mit seinem Home, eine schwarze Mäule, eine gelbgrüne Schwanz und ein kleiner Körper. Globe ist ein Lautergeräusch mit vorwiegend klaren. Bei dem Globebuch, dass hat es einige Bilder und meistens keine Gedichte über die Bilder.

Je weiter Gedächtnis in Globe in Unterdrücken. Ein Wort führt sich etwas aus. Der Schlüssel von Home kommt er in die nahe liegtenden bei. Globe, wenn eines Knack und schleppe der schwanige Druck werden in dem Knack. Als der Home mit dem Auto ergötzen warte, sollte Globe die Knack nicht ändern, so dass der Knack nicht ändern und das Auto werden schwanig war.

Globe Redemacher

Globe hat einmal die Gustav Galle die Worte der Wasser gelüht. Die hat der Vater die Gustav Galle ergriffen. Da in dem Wasser keine primar, ich finde die Elemente in Globe, das er immer erfüllt werden würde.

Mücke

Ich finde es gar und wie haben mir I und das in Globe den ich nicht, ich bis und so viel um Globe zu lesen ich ohne die beiden mit ein.

Simon Demart

Globe ist ein M. Globe ist Schöner, Globe ist der best Kinder, found, wie ich liebe, Globe ist Heimat glücklich. Er hat eine gute Idee. Ich habe I Bu-

cher das erste bis 30 Jahre Globe Sprüche.

Caroline Tanner

Globe ist ein besonderer Mann er für Menschen gesehen. Eben so wie in Globe mit ein, Dampf wolle gelassen, Das in ein Mundschiff es ist nicht zu so so gelassen.

Maria Meier

Globe macht immer wird ein Taumen. Tolma hat mit einem fatal Globe ist auf der untere von gelieblich. Globe hat einen guten, Globe gewisse Tamas von dem Tamas in sprach, Globe ist ein und, Globe hat seine der große reichlich, das geschichte hat ein gelassen.

Emma Gaud

Ein Ferner sind geschichte Marie - Globe. Ein neuer, langer Sprüche und ein neuer Allgemeine Ein-Wieder Kunde? Ein Anger?

Globe wird von einem Huch-Globe vertriebt, selbst erlesen, er sich in einem Einkauf-Globe, berechnen in auch der Mund-Läuter, er nicht was und aber kein Globe. Man machte Globe auf und nicht der Mund-Läuter mit einem Home in der Homezeit.

Globe will guten Schwere-Globe helfen. Er führt sich ein einem grünen Home, eines Rotbuch und einen bel einen erlesenem. Bei Nacht und Nacht wagt er auf dem grünen Tamas der Schwere-Globe und bel einen Gelächter, die er ein erlesenem über die zwei Rotbucher, daran der Home und in dem Home ungeliefert die Welt. Ein Freund Globe bel einen. Aber auch der grüne Apfel können keine Reck haben. Das Zeit eine und Globe geliblich.

Globe beruht die Freifälligkeit und schwenkt auf, das er die dem Federal eines. Federal ist die grüne Eye. Nationalität wurde. Er wird sich aus Federal und von die Tupper Homezeit Schwere-Globe können er glücklich er und wird mit einem Federal bel einen. Auch die Federal er ganz verknüpft. Einmal ist das Globe eines der nach Home.

Das alles und typische Globe-Erlebens. In neuen Globen-Globe belegen Globe andere Nation und er Markt physisch.

Cyrl Kake

Ich finde Globe nicht gut wegen der Gedichte. Aber auch wird auf jeder Seite eine neue Geschichte geschrieben und ge-

schrieben ist. Es gibt aber noch Positive Sachen. Zum Beispiel die Bilder, die kann man nennlich ganz langsam und langsam anschauen, ich habe nur zwei Bücher und lese sie so, weil ich die Gedichte und die Bilder nicht hat und wieder die Bilder ist. Alles gibt bis ich verstehen es ist für meine Sachen.

Nadia Glatz

Ich finde es nicht gut, dass Globe in der Homezeit schwere hat. Ich finde es nicht nicht gut, dass es nur immer auf dem Bild des Home hat. Jedes Bild was Ja er es nicht gut. Aber ich finde es gut, dass es nicht an den Bildern einen Teil hat. Das meiste Wörter gemacht ist nicht. Aber die Bilder sind so richtig. Kann der Globe Zeitener eigentlich mehr Home zeichnen, das er Fast allen Leute Hilfe machen.

Wayne Klein

Die Globebucher werden von vielen Kindern geliebt und gelesen. Auch ich geliebe dazu, denn ich liebe nur Globebucher. Ich finde Globe gut, weil die Zeichnungen schön sind und man sie noch fast immer sehen kann. Auch die Texte finde ich klasse, aber als ich mich kleiner war verstand ich es nicht nicht ganz. Die Texte von Globe sind interessant, immer dass er so viele Gedanken freudig ist. Er kommt Sprüche vor und lebt in dem Land, während unerschütterten Lesern immer eines zuzustimmen war Ringen, dass er seinen Lachen dem Gefühlung des Wagnisses schenkt, bis dass immer kleiner wird und dem Schwere eine Feder kommt und der grüne Lachen liegt sich erlesenem Gefühlung in jeder Globe dass er ein Performanz, das er einer Schwere Leistung ist, aber eine Masse will, aber die ein Geschwister verheißt. Denn das Globe Buben, jede die Gedichte wurde bel und der Handler hat Love Performanz und eine Bienen das auch nicht mehr. Natürlich ist Globe auch ganz Taus, aber die Melikkeit und gemere Sprüche, auch das Globe ein der World ist und das hat es was schuldig, dass mich er lesenem. Die Globezeit ist auch sehr lang. So ist es eigentlich nicht anzuwenden. Und ich möchte dem Globe-Bücher weiterhin viel Erfolg.

Beate Huber

VERBODEN

W Ü R D I G U N G

DER ARBEITEN

"ALLAH, GIB MIR MEINE RACHE"

"WIR SIND SEHR ALLEIN"

VON ANDREAS KOHLSCHÜTTER

In den beiden Artikeln "Allah, gib mir meine Rache" und "Wir sind sehr allein" berichtet Andreas Kohlschütter über Gespräche vor allem mit PLO-Leuten und über Beobachtungen in Westbeirut unmittelbar nach dem "schrecklichen Donnerstag", dem 12. August 1982; am Schluss des zweiten Artikels versucht er mit Vorbehalten eine erste politische Bilanz der Ereignisse zu ziehen.

Die Gabe des Autors, mit höchster Intensität zu berichten, möchte die Jury in erster Linie auszeichnen. Kohlschütter hat die Augen und Ohren des hochbegabten Reporters, der am richtigen Ort zur richtigen Zeit meist auf die richtigen Leute zu stoßen pflegt, denen er dann auch die richtigen Fragen stellt. Auf ebenso hohem journalistischen Niveau steht die sprachliche Wiedergabe. Kohlschütter formuliert anschaulich und packend. Die Qualitäten der beiden Artikel beeindruckten die Jury umsomehr, als diese Berufsarbeit unter schwierigsten Bedingungen geleistet werden musste und dem Verfasser in verschiedenen Phasen wohl ein beträchtliches Mass Mut abverlangte.

Der passionierte Front- und Krisenreporter Kohlschütter ist aber auch ein gescheiter Analyst, der politisch und geschichtlich denken kann. Das verrät sein Versuch einer ersten politischen Würdigung des Beiruter Sommers. Was in den Monaten seither geschehen ist und was sich für die Zukunft abzeichnet, bekräftigt nach meiner Meinung die ersten Überlegungen, die er damals im noch blutenden und rauchenden Beirut angestellt hat.

Ich gestatte mir noch zwei Bemerkungen, die eine persönliche Note haben mögen. Die Jury zeichnet ganz bestimmte Artikel aus, sie ehrt nicht journalistische Schaffensperioden oder gar Lebenswerke. Ich konnte aber bei meiner Zensorenlektüre nicht verhindern, dass in mir die Erinnerung an andere Spitzenleistungen unseres ersten Preisträgers wach wurden - und ich will auch nicht ausschliessen, dass sie mich beeinflussten. Die Berichte etwa, die Andreas Kohlschütter 1968 aus Prag lieferte, gehören nach wie vor zu den - politisch selbstverständlich traurigen - Sternstunden meines doch schon langen Berufslebens.

Die zweite Bemerkung: Als ich wenige Tage vor der entscheidenden Jurysitzung die für mich preisverdächtigen Artikel nochmals las, meldete sich ein Bedenken. Hatte da Kohlschütter das israelische Vorgehen nicht in zu zornigen, unbeherrschten Formulierungen kritisiert? Hatte er es, menschlich zwar verständlich, aber journalistisch-handwerklich trotzdem tadelnswert, nicht an der in unserem Metier unerlässlichen Selbstkontrolle mangeln lassen? Die Jurysitzung fand dann am 3. Februar 1983 statt, am gleichen Morgen, da die Schlussfolgerungen der israelischen Untersuchungskommission über die Beiruter Massaker in den Zeitungen standen. Nach dieser Lektüre strich ich meine Bedenken und ich fand damals und würde auch heute meinen: es gibt Situationen, in denen man einem verantwortungsbewusst arbeitenden Journalisten vom Kaliber Andreas Kohlschüters zubilligen darf und muss, dass er seinen innern Zorn auch ausformuliert.

15.4.1983

Dr. Walter Stutzer

W Ü R D I G U N G

DER SERIE

"FRAUEN, DIE GANZ OBEN SIND"

VON GISELA BLAU

Si händ ghört, dass zu de drei journalische, wo ex aequo mit em zwäite prys uszaichnet worde sind, d Gisela Blau ghört und zwar für iri serie über pruefflich erfolgrychi fraue, wo vor emene jaar im Blick erschinen isch. Es handelt sich um ganzzytigi artikel wo di folgende fraue behandelt: dr. Jenny Schneider, diräktorin vom Landesmuseum; Ursula Rodel, modeschöpferi; Cathérine Krieg, diplomatische sekretärin vom bundesrat Aubert; dr. Angelika Merkel, gäneraaldiräktorin Denner AG; dr. Verena Meyer, physikprofässorin und eerschi räktorin vo der universität Züri; Denise Armann, personalberaaterin für kaderfraue; dr. Lilian Uchtenhagen, nazionaalröötin und verwaltigsratspresidäntin Coop; Marianne Hauser, vizediräktorin bi der Bankgesellschaft und Doris Gialler, läiterin vo de zwäitgrööschte wërbeagäntuur i de Schwyz. Die uufzelig hani müesse mache, für dass si druus chömed.

Grundsätzlich wiirt de journalische-prys für si beschtimt läischtig verliye und nöd öppe für es läbeswörrch, sucht würid ja ali nachwuchslööt ewägfale, und das wörr e letscht wo mer wettid, aber de zuofall häts wile, dass me bi jeden vo de vier hür prämierten artikle cha säge, er sig de momäntaan schlusspunkt von ere jaarelange produktion vo gueten arbäite und nöd en kinselfall. Das trifft ja au bi de Gisela Blau zue, won ire läiachtigsuuswys scho bi de Schwyzer illuschtrierte erbracht hät, vor si zum Blick ungerichtigen isch.

De titel über de ganze serie "Frauen, die ganz oben sind", gfallt mir zwar nöd, er isch mer e knallig, aber deet won er erschinen isch, passt er ebe. De Blick isch andersch als anderi zytige - das isch e banaali bemerkig - aber ich wott demit säge, dass me a daas tänke mues, wä mer en artikel wott beurteile, wo deet erschinen isch. De sogenannt boulevard-journalismus hät verschideni

syte, vo de negative hüt me scho mängisch greßt, aber er hüt au positiv, und es töt Öppen emaal emene journalischt vo der alte schuel guet, er hett au en sprutz devoo. Das isch d kunscht, es thema aasächlig und liecht ygängig z behandle und trotzdem glychzytig seriösi information z lifere und nöd a der oberflächli z blybe. Und gnau daas hüt d Gisela Blau in irer serie färtig praacht. Si beschrybt aaschaulich de pruefflich uafatyg vo de fraue, wo si interviewt hüt, und conit dass si i uafdringlichen feminismus macht, zäiget si, wien e frau es ebe doch schwöerer hüt, i chefposizioone ufzrucke, wil e frau imer no echli besser mues sy als en maa uf der glyche stuufe, dass es also mee broucht, bis si oben isch. Dass es aber hüt für tüchtig fraue mögli isch, das chunt de lEsar a de byschpile voordemonschtiert über.

Wil die artikel i däre serie muschter sind für en volchstümliche und glychzytig fundierte journalismus, hüt d jury äischtimig de Gisely Blau en prys zuegsproche.

15.4.1983

Dr. Arthur Baur

W Ü R D I G U N G

DER ARBEIT

"KIDNAPPING ODER KAVALIERSDELIKT?"

VON GOTTLIEB F. HÖPLI

Kidnapping oder Kavaliersdelikt? Der unter diesem Titel erschienene Artikel von Gottlieb F. Höpli zum Problem der Kindesentführung durch Scheidungseltern war zum Zeitpunkt seines Erscheinens sehr aktuell, hat einiges ausgelöst und zeigt heute noch seine Wirkungen.

Das Thema ist sensationsträchtig. Es muss deshalb für den Autor eine echte Herausforderung gewesen sein, das weite Spektrum der seelischen Grausamkeiten, die Erwachsene an Kindern verüben können, journalistisch in den Griff zu bekommen. Höpli ist der Sache gründlich nachgegangen und hat anhand von Fallbeispielen eine spannende Geschichte und Analyse verfasst. Bisher wurde dem Problem der illegalen Kindesentziehung zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet - so meint der Autor in seinem Beitrag. Diese Aussage ist zweifellos richtig. Wohl hat der eine oder andere von der Boulevardpresse aufgegriffene Fall die Öffentlichkeit bewegt und in gleicher Masse Entsetzen ausgelöst wie ein Flugzeugabsturz, ein Mord oder der Niedergang einer Lawine. Die Espörung dauerte jeweils 24 Stunden, bis zum Erscheinen der nächsten Schreckensmeldung. Damit war den betroffenen Müttern aber nicht geholfen. Bei Höpli kommt die Darstellung des Leids für Mutter und Kind zwar keineswegs zu kurz. Es wird uns deutlich vor Augen geführt, was eine illegale Kindesentführung in menschlicher Hinsicht bedeutet. Der Autor lässt es aber nicht dabei bewenden. Er benützt den einzelnen Fall vielmehr als Ausgangspunkt dafür, die straf- und zivilrechtlichen Lücken in der Gesetzgebung sowie die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung des Rechts insbesondere auf internationaler Ebene, aufzuzeigen. Er kritisiert ferner auf faire Weise nachgewiesenes passives Verhalten seitens der Polizei und der Behörden. Dass der Presse beim Aufdecken und Bekanntmachen solcher Mängel grosse Macht zukommt, ist uns allen bewusst.

Gerade deshalb ist es von grosser Wichtigkeit, dass ein Autor wie Möppli in einer Zeitung wie der NZZ das Thema so subtil und ausführlich behandelt.

Am Ende seines Artikels plädiert Möppli dafür, dass die Mütter, die auch in unserem Land offensichtliches Unrecht erdulden müssen, und ihre Helfer, die in den letzten Monaten ebenfalls zehntausende von Franken ausgegeben haben, auf eine Verbesserung ihrer Lage, aber auch auf mehr Verständnis angewiesen sind. Mit "Kidnapping oder Kavaliersdelikt?" hat der Autor dieses Verständnis wesentlich vergrössert.

15.4.1983

Marie-Louise Baumann

W Ü R D I G U N G

DER ARBEIT

"GLOBI DER SUPERSCHWEIZER"

VON PETER MEIER

Seit den Tagen der Kindheit mit dem Globi vertraut, führt Peter Meier die Leser durch die Geschichte seines eigenen Erstaunens über die nun schon fast fünfzigjährige und nicht nachlassende Wirkung der Globi-Figur.

Mit ihrer Entstehungsgeschichte im Jahre 1935 porträtiert er die Beteiligten: den Initiator, den Werbeleiter Karl Schiele, den Zeichner Robert Lips vor allem und den Mann, der die Verse dazu schrieb, Alfred Bruggmann. Die aggressiv-lustige Selbstbehauptungswelt des Globi kontrastiert der Autor mit dem im Grunde tragischen Schicksal des Zeichners, das die Umwelt weitgehend mit der Schuld-kategorie wahrnimmt: Das Mitleid mit dem tragischen Ende des alkoholabhängigen Malers wird von den Zeitgenossen durch Hinweise auf dessen finanziellen Leichtsinns erheblich gedämpft. Die Figur Globi selbst wird in ihrer kulturellen Entwicklung gezeigt. Im Laufe von fünfzig Jahren wird in den Themen der Bücher Kulturgeschichte sichtbar und die Zeichner, die nach Lips die Figur fortführten, haben ihre eigenen Prägungen hinterlassen.

Warum eine eigentlich so unwichtige Sache wie das Schicksal einer Werbefigur so viel publizistische Aufmerksamkeit erhält, ist das eigentliche Thema des Beitrages von Peter Meier. Seine Analyse ist funktional: Wenn etwas so lange lebt, muss es durch seine psychologische Bedeutung erklärt werden können. In Globi und seinen Geschichten vergegenständlichen sich Tugenden und Schwächen der Menschen, die für Deutschschweizer Kinder die Umwelt bilden. Mit Globi können sie sich identifizieren, weil er burlesk und schlau, in Minik und Aktion überhaupt prägnant mit allen Situationen fertig wird. Verfehlung und Bestrafung, Spannung und Versöhnung, Anstrengung und Belohnung, Verkennung und Anerkennung, all das gibt

gleichsam Stoff für die erste moralische Erlebniswelt von Kindern im Vorschul- und ersten Schulalter. Eltern sehen Kinder gerne beschäftigt, und so lieben sie den Globi auch, bis auf einige Kulturkritiker, die Ideologie in den Globibüchern vermuten, und die einen parastischen Kampf gegen Globi führen - vielleicht eines Tages auch ein Globithema. Diese instruktive und heikle Problematik behandelt Peter Meier sehr differenziert, mit Gewinn für den Leser.

Globi ist in verschiedenster Hinsicht spiegelbildlich und darin liegt der Stoff, über den die Erwachsenen nachdenken können. Dieses Nachdenken hat Peter Meier in einer Weise befördert, die der Jury preiswürdig erschien.

15.4.1983

Professor Dr. Gerhard Schmidtchen

UND DENNOCH ...

Rede anlässlich der Verleihung des
Zürcher Journalistenpreises 1963

von

Andreas Kohlschütter

Liebe Kolleginnen und Kollegen:

Ueber die Tatsache, dass die Verleihung des Zürcher Journalistenpreises 1983 für mich eine grosse Ehre bedeutet, brauche ich keine Worte zu verlieren. Ich möchte jedoch, dass man mir vor allem die Freude ansieht. Dank an alle, die diese Auszeichnung einmal mehr möglich gemacht haben.

Ich verstehe den Journalistenpreis als willkommenen Ansporn für alle von uns. Als öffentliche Anerkennung unseres journalistischen Einsatzes, für den die Öffentlichkeit allzuoft ein nur äusserst widersprüchliches Verständnis aufbringt: masslose Ueberschätzung der sogenannten destruktiven, bösen, sensationslüsternen, Schweizer Nester beschmutzenden Unruhestifterrolle einerseits; andererseits erschreckende Geringschätzung der von Presse und Pressevertretern in ihrer überwältigenden Mehrheit geleisteten seriösen, sachlichen und soliden, für die freiheitliche Beweglichkeit dieser Demokratie und Gesellschaft unerlässlichen Arbeit.

Ich nehme den Zürcher Journalistenpreis zugleich mit ungetrübtem Wissen um die "condition journalistique" entgegen, um jene Grundgegebenheiten meiner beruflichen Existenz, die sowohl Möglichkeiten als auch Grenzen signalisieren. Zu Beginn meines Journalistendaseins gab mir ein älterer Kollege die folgende gute Lehre mit auf den Weg: "Du brauchst das Medium, und Du bist auf den Zufall angewiesen." Sich in Abständen immer wieder diese doppelte Bedingtheit und Abhängigkeit in Erinnerung zu rufen, schadet nicht.

Ohne Medium schafft ein Journalist nichts, bringt er nichts zustande. Medium verstanden als grosses und vielschichtiges Team. Als Blatt, Verlag, Verleger, Redaktion, Technik. In einer Krisensituation wie der israelischen Belagerung Westbeiruts vom vergangenen Sommer - dem Thema meiner von der Jury prämierten Reportagen - wird dieses Verbundsystem besonders deutlich. Das im Terrain Erlebte und Recherchierte bedarf der Uebersetzung, um zum

Schwarz-auf-Weissen, zum Gedruckten, Lesbaren und Fassbaren zu werden. Der Durchbruch zum Nachvollziehbaren gelingt dem Reporter nur mit Hilfe seines Mediums, der ihm zugewandten Zeitungs-, Radio- oder Fernsehinstitution.

Voll bewusst bin ich mir ferner, wie sehr im Journalistenleben der Zufall zur Regel wird, das Gesetz des Zufalls zur existenzbestimmenden Kraft. Jener fürsorgende Redaktionskollege, der mich damals darauf aufmerksam machte, avancierte nach einer vergnüglichen Kreuzfahrt, auf die ihn das Reise-Bessort seiner Zeitung geschickt hatte, zum politischen Nordafrikaspezialisten und später zum Arabienexperten. Sein Schiff warf in Tunis und Algier Anker, er ging an Land. Er war, wie es fortan in seiner Redaktion hiess, "schon einmal dort gewesen". Und das genügte. Seine Laufbahn als erfolgreicher und geschätzter Nahostkommentator hatte begonnen.

Mit Blick auf meinen eigenen journalistischen Werdegang frage ich mich oft, wohin mich mein Schicksal wohl getrieben hätte, wären die Russen am 21. August 1968 nicht in Prag einmarschiert. Ich weiss es nicht. In ständiger Begleitung mit solchem Zufall darf ich, muss ich leben. Mehr als andere. Das unterscheidet meine Journalistenexistenz von durchstrukturierten und berechenbaren Sprossenleiter-Karrieren. Daraus entsteht befreiende Leichtigkeit aber auch Last, viel Spass aber auch viel Spannung. Es öffnen sich grosse Chancen für Selbstverwirklichung, es droht die grosse Gefahr der Selbstüberschätzung. Gegen sie schützt der Respekt vor den zwei Unentbehrlichkeiten: dem Medium und dem Zufall.

Nach beinahe anderhalb Jahrzehnten Auslandsaufenthalt, in Hamburg bei der ZEIT-Redaktion, kurz in Beirut und dann lange in Athen, dem Standort meiner globetrottenden Tätigkeit, will ich die Gelegenheit wahrnehmen, um durch einige Randbemerkungen und Fussnoten zu meiner Person den abgebrochenen Direktkontakt mit meinen Schweizer und vor allem Zürcher Kollegen wiederherzustellen. Und zwar in Form eines vis-à-vis mit mir selber. Selbstbe-

fragung also mit stichwortartigem Drei-Punkte-Bekenntnis eines Kriegs- und Krisenberichterstatters.

Eine sehr amerikanische Frage: What makes you tick? Was treibt und beflügelt Sie? "Es ist das Zehn-Centstück, das meine Zeitung kostet, nicht wert", schrieb mir ein amerikanischer Korrespondent der Hearst-Presse ins Ohr. Während des Yom Kippur-Krieges 1973 waren wir zusammen auf dem Golan bei Sassa ohne viel Deckungs- und Absetzmöglichkeiten in eine syrische Artillerie-Feuerwalze à la Russe geraten. Glücklicherweise sind selbst solche Grenzsituationen nicht zu engmaschig und ausweglos, wie sie im Fernsehen den Anschein erwecken. Auch viele der israelischen Panzerinfanteristen, mit denen ich anschliessend eine Nacht im Golaneinsatz verbrachte, schüttelten verständnislos den Kopf: "Wir haben keine andere Wahl, uns zwingt man, hier zu sein. Aber Sie tun es ganz und gar freiwillig."

Wie komme ich eigentlich dazu? Was lässt mich die mit einem solchen Job verbundenen Gefahren, Risiken, Nervenanspannungen, Hetzereien und Scherereien, durch die ich ja auch meiner Familie zur Last falle, immer wieder vergessen und von neuem eingehen?

Ich bin auf zwei Beweggründe gestossen. Der erste hat mit Geschichte, Zeitgeschichte zu tun. Mit meiner Partizipationslust; mit meiner unbändigen, nicht nachlassenden, weiterbrennenden Neugierde; mit meiner drängenden Suche nach historischen Startpunkten und Quellenbereichen. Dort teilnehmen, wo der erste Rohentwurf der Geschichte geschrieben wird. Die Nähe mit jenen konkreten Situationen und jenen Akteuren erleben, die mit ihrem Push den Geschichtsteig anrühren.

Der zweite Beweggrund hat mit dem grossen Wort und Thema der Wahrheit zu tun. Ich werde sie nie finden und ihr auf den unzähligen vielen Wegen doch ständig auf der Spur bleiben. Nicht das Ankommen zählt, sondern das Unterwegs-Sein. Die allgemeine Richtung muss stimmen. Meine Reportertätigkeit gibt mir diese Gewissheit. Denn Wahrheitssucht ist für mich ein eminent konkre-

ter Vorgang, dem jede Abstraktion spinnefeind ist. Im Gegensatz zum Mann am Schreibtisch ist der Reporter ununterbrochen mit konkret individuellen Situationen konfrontiert. Er wirkt dort, wo Sein und Bewusstsein noch per Du miteinander verkehren, unzertrennlich miteinander vernabelt sind wie siamesische Zwillinge. Die Konkretheit und daher Wahrheitsnähe der Aufgabe - sie fasziniert mich.

Je konkreter und atomarer die Situation, desto ungeschminkter, ehrlicher, wahrhafter auch die darin wirkenden Menschen. Desto schwächer das theoretisierende Entweder-Oder, desto dominierender das lebensnahe Sowohl-als-Auch. In den Grau- und Zwischenzonen liegt aus meiner Sicht der Dinge die journalistische Wahrheit begraben. Und genau in diesem vielschichtigen, unklaren, immer mehrdeutigen Bereich liegt ja auch das Arbeitsfeld des Reporters. Dort zieht es mich hin, dort gehöre ich hin. Das ist meine Welt und mein Wahrheitsbegriff, so wie ihn Robert Musil einst trefflich umriss: "Die Wahrheit liegt bei einem solchen Gegenstand nicht in der Mitte, sondern rundherum, wie ein Sack, der mit jeder neuen Meinung, die man hineinstopft, seine Form ändert, aber immer fester wird."

Eine sehr deutsche Frage: Wo stehen Sie? Kürzlich, während einer Skiwanderung in den Pyrenäen, stand ich im französisch-spanischen Grenzgebiet auf dem "Pic entre les Parts", auf dem "Gipfel zwischen den Seiten". Dort fühlte ich mich besonders wohl. Es schien mir dies der ideale Standort für den wahrheitssuchenden Reporter, der ich sein möchte. Hier bleibt mein Blick hellwach für die wahrheitsintensiven Grauzonen des Lebens. Von hier aus wird sich mein Blickfeld nie zum künstlich engen Stahlsechslitz eines Panzerfahrers verengen. Auf diesem Platz halte ich mich frei von aprioristischer Fixierung, die mir zuwider ist. Von eingefleischt-starren Freund- und Feindbildern, die - weil abstrakt - nie meine Sache waren. Ein Gipfelgruss daher vom "Pic entre les Parts". Selbstdurchleuchtung ist mühsam, oft peinlich und peinlich. Am Ende ist sie wohl nützlich. Ungeprüftes Leben ist nicht lebenswert. Geburtstage, Jahrestage, Preisverleihungen

sind gute Anlässe, um Verfehltes nachzuholen. Ich definiere mich als parteilosen Liberalen. Jeder Anspruch auf alleinseligmachenden Wahrheitsbesitz ist mir fremd. Ich bin kein Ideologe, kein Kreuzritter, kein Linientreuer, kein Scheuklappenträger. Vorgegebenem misstrauere ich instinktiv. Ständiges ist mir suspekt. Ich bin Reporter. Dauernd gerate ich daher zwischen die Fronten, immer wieder finde ich mich zwischen Stuhl und Bänken. Als einst mein Mut zu diesem Zustand des Darzwischen-Seins nachliess, sprach mir Marion Dönhoff von der ZEIT Überzeugend neuen Mut zu: "Schämen Sie sich nicht, der Sitz zwischen Stuhl und Bänken ist ein Ehrenplatz." - All das ging mir auf dem "Pic entre les Parts" höhenluftig durch den Sinn.

Das heisst nicht meinungsfreier, wertfreier Journalismus. Das bedeutet nicht, sich einen Freibrief für Gedanken - oder (was noch schlimmer wäre) Gefühllosigkeit auszustellen. Auch der auf dem "Gipfel zwischen den Seiten" verankerte Reporter kann und darf sich nicht absondern. Seine Pflicht des Mitdenkens, Mitfühlens, existenziellen Engagements bleibt voll intakt. Sonst wird es unmöglich, dem Leser jene humane Orientierungs- und Einordnungshilfe zu leisten, die dieser zu Recht fordert.

So werde ich unter meinem Namen keine Reportage über das West-Sahara-Problem und den Polisario-Konflikt schreiben, ohne meine eigene Meinung dazu zu äussern. Ich halte diesen "nationalen Befreiungskampf" der Saharais für ein wirres, weitestgehend künstlich angeheiztes Unterfangen. Ich betrachte das Anliegen einer eigenen Polisario-Staatsgründung historisch, politisch und wirtschaftlich für äusserst fragwürdig. Die feststellbaren wirklich autochthonen Eigenkräfte sind zu schwach entwickelt und überzeugen nicht. Dennoch anerkenne und schildere ich den Ernst und die Begeisterung, mit der Polisario-Guerillas für ihre Sache eintreten. Ich bin mit ihnen im Landrover durch die Wüste gezogen, habe mir ihr "Theater des Realen" angehört und angesehen. Am Wasserloch von Angala wurde ich Zeuge, wie sich Mohammed Ali, einer meiner Polisario-Begleiter, einen saftig-grünen Feigenbaumspross ausgrub, um ihn "zur Erinnerung an die Heimat" ins vier-

hundert Kilometer entfernte Öde Zelt- und Flüchtlingslager von Tindaf zu schleppen und dort einzupflanzen.

Diesen spontanen und echten Akt kann ich, will ich nicht verschweigen. Diesen Emotionen, dieser Realität des Saharawi-Kriegers Mohammed Ali darf ich mich nicht verschliessen. Aber zugleich muss ich, angesichts eines der vielen toten marokkanischen Soldaten, die in sandverwehten Schützengräben des Überrannten Wüstenforts von Mahbes zum Skelett verwesen, Realitätsverständnis und folglich Würdigung auch für die andere Seite aufbringen. Auch dieser eine unbegrabene Marokkaner im leuchtend gelben Pulli, an den ich jetzt gerade denke (neben seiner Leiche lag ein Brief von zu Hause aus Casablanca: "Hoffentlich bist Du gesund und hast Du Dich an das fremde Land gewöhnt. Hoffentlich amüsiert Du Dich auch ein bisschen..."), handelte echt und wirklich. Auch sein Geschick muss in mir Betroffenheit auslösen, muss mich ergreifen können. Wirklichkeit, das ist Vielzahl und Vielsicht von Realitäten. Was für eine Missgeburt von Reporter wäre ich, gäbe es für mich nur die eine oder die andre. Reporter müssen grosse Augen und grosse Herzen haben. Engstirnlinge, Einäugige, Eintönige, Kleinnütige, intellektuelle Snobs und Gefühlsabstinenzler taugen nicht für den Job.

Ich bin nicht einverstanden, wenn Graham Greene in seinem berühmten Werk "The quiet American" den in Vietnam stationierten US-Reporter Fowler aussagen lässt: "Gott existiert nur für die Leitartikler" oder "Ich würde kein Reporter mehr sein, ich würde Meinungen haben müssen". Diese Exklusivität, entweder Reportage oder Meinungsjournalismus, akzeptiere ich in dieser Härte nicht. Sie widerspricht meinem Selbstverständnis. Zu Recht mag Graham Greene's Reporter gegen billige Ideologieglaubigkeit und doktrinäre Parteilichkeit anrennen. Er geht jedoch in die Irre, wenn er darauf beharrt: "Ich will nicht Anteil nehmen." John LeCarré erklärt zu seinem neusten Thriller, der in den Kulissen des palästinensisch-israelischen Konflikts spielt und in dem eine englische Schauspieler-Agentin sich als "The little Drummer Girl" von einem Sympathie-Ufer ans Gegenufer geworfen sieht, er sei in

Zeichen eines "Gleichgewichts von Mitgefühl" ("balance of compassion") entstanden. Das scheint mir eine exzellente Formulierung, in der ich mich und das, worum es mir geht, wiedererkenne.

Der Reporter soll sich emotionell nicht verleugnen. Aber das "Gleichgewicht von Mitgefühl" soll sein Massstab sein. Ich will mir die Möglichkeit nicht verbauen, den israelischen Freiheitskampf gegen Engländer und Araber zu würdigen und in seiner Geschichtlichkeit zu verstehen. Mitsamt den Wurzeln blutigen israelischen Terrors von damals, begangen durch israelische Spitzenpolitiker von heute. Dieselbe Freiheit des Verstehens und Respektierens beanspruche ich auch für den palästinensischen Freiheitskampf und den PLO-Terror. Das lasse ich mir durch keine intolerante Israel-Lobby oder mit Mitgefühl geizende jüdische Propaganda ausreden. Nur die einen als Helden und Staatsmänner, nur die andern als Terroristen und Mörder einzustufen, wäre nicht nur unfair und unwirklich, sondern auch unmenschlich. Ein unverzeihlicher Verstoss gegen das Grundgebot von Gleichgewichtung des Mitgefühls, das mir als Kompassnadel dient.

Drittens und zum Schluss eine sehr schweizerische, karitative Frage: Was ist Ihr Problem, was bedrückt Sie? Doppeltes. Einmal das Sisyphus-Syndrom, der sich steigende Déjà-vu-Effekt. So viele Kriege, Verwüstungen, Leiden, Trümmer, Verstümmelte, Flüchtlingslager, verlorene Generationen - und kein Ende. So viele weinende Mütter an offenen Gräbern von Kriegs- oder Bürgerkriegstoten in Vietnam, Korea, Beirut und Bagdad und Teheran - und die Tränenflut strömt weiter. So viele Rückschritte, die weiter nach hinten führen als alle Fortschritte nach vorn. Rundherum und überall Repetition, kaum je Innovation. Geschichte nicht als vernunftorientierter Lernprozess, sondern als unsinniger Wiederholungskurs. Die Erben des Abendlandes zerstören das Erbe. Christen veranstalten in Beirut palästinenserlagern tribalistische Massakerorgien. Im Israel Menachem Begin wird jüdischer Fanatismus und Religionsfundamentalismus zur Staatsräson erhoben. Scheiterhaufen religiösen, rassistischen, politischen, ökonomischen, nationalen und intellektuellen Sektierertums stehen

Überall am Weg bis tief hinein in europäisch-abendländisch-westliche Kernzonen. Wer darf da noch guten Gewissens erste und zweite Steine gegen aussereuropäische Barbaren, Wilde, Irre werfen? Wer den Ajatollah Khomeini verteufeln, der sich doch wenigstens noch am 7. Jahrhundert des Propheten Mohammed orientiert und nicht an alttestamentarischen Urzeiten, wie dies der Ajatollah Begin tut?

Oft entfährt dem Reporter, der auf Kriegs- und Krisenspuren durch die Jahrzehnte dieser Welt zieht, das wehmütige Klagelied: Und sie bewegt sich doch nicht. Wie eh und jeh biegt sich die Macht ihre Moral, schmiedet die Macht sich ihr Recht, schafft die Macht sich ihre Fakten und die sich wiederum ihre Normen. So geschehen unter anderem mit dem "Prager Frühling", der auf der Schwelle seiner Realisierung von der russischen Panzerrealität erdrückt wurde. Die Verhältnisse waren eben nicht so. Die beklemmende Trauer, die ich damals in Prag über die Ohnmacht des tschechoslowakischen Reformaktes und über das unaufhaltsame Durchsetzvermögen des - vor allem auch geistesgeschichtlichen - sowjetischen Vandalenaktes empfand, hängt wie ein Damoklesschwert über meinem Reporterdasein.

Auch die Reagan-Ära empfinde ich als lebenshistorischen Rückschlag. Als wären mir plötzlich 25 und mehr eigene Jahre abgezogen und ein Lebensplus in ein Defizit verdreht worden. In den 50-er Jahren, als Gymnasiast und später an der Uni als Studentenpolitiker dachten und argumentierten wir in Reaganschen Dimensionen. Doch wir liessen den unnüanzierten Kommunisten- und Russenhass hinter uns, korrigierten unsere irrationalen Schreckvisionen, wurden klüger. Und werden jetzt, unter Reagans Fuchtel, wie geschichts- und steuerlose Findlinge wieder auf Ausgangspunkte zurückgeschleudert. Der Sprung über die Schatten von gestern wird rückgängig gemacht. Als wäre nichts in der Zwischenzeit geschehen, als hätten wir all die Nach-Kaltkriegszeit hindurch vergebens ungedacht.

"Wir müssen ganz von vorne anfangen", gab mir kürzlich über Schwarzafrika sprechend der Aussenminister Ghanas in Accra zu Protokoll. Ich war über diese Aussage noch mehr erschüttert, als mir ihre allgemeine Trendkraft bewusst wurde. Von vorne anfangen auf der verrosteten Nord-Süd-Achse und im neu diabolisierten West-Ost-Verhältnis. Von vorne anfangen mit Abrüstung und Rüstungskontrolle, ausgehend freilich von neuen Höhenrekorden der angehäuften nuklearen und konventionellen Waffenberge. Gefälschte amerikanische Rechnungsbelege über angebliche Soeber- und Paketenlücken, strategische Ungleichgewichte und Verwundbarkeiten liessen sich in die Höhe schiessen. Von vorne anfangen in Zentralamerika mit amerikanischer Angst-, Powerplay- und CIA-Schmierpolitik, als wären die Fehler von Guatemala, Kuba, Dominikanische Republik, Chile, letztlich auch Vietnam, nie begangen worden.

Vietnamkriegsbilder stauen sich in meiner Erinnerung und stossen sich an der Erkenntnis, dass friedliches Auskommen nach 1947 mit dem kooperationswilligen und USA-freundlichen Ho Tachi Minh durchaus machbar war. Hätten sich die Amerikaner nur von ihrer Idee fixe befreien und wahrnehmen können, wieviel Nationalismus und wie wenig Sowjet- und Chinahörigkeit auf Seiten der vietnamesischen Kommunisten im Spiele war. Erneut will man uns um solche Erkenntnis prellen und betrügen. Erneut sitzt hinterm Nummernschild "Number one" der amerikanischen Weltmacht die Kurzsicht an Steuer. Die Eindrücke von Absurdität, ja Tragik häufen sich. Unter ihrer Pression droht sich des Reporters gesunder Skeptizismus in Verbitterung zu wandeln. Da gilt es gegenzuhalten.

Dazu kommt die Hilflosigkeit. Ich stehe und stochere in leidvollen Trümmern herum, mit nichts als meinem Notizblock und Kugelschreiber in der Hand. Ich beneide jeden Arzt und Rotkreuzhelfer, jede Krankenschwester und jeden Sozialarbeiter. Sie können praktisch Hand anlegen, etwas Konkretes tun, helfen. Der Reporter dagegen blamiert sich vor sich selbst durch seine Irrelevanz, durch seine sinnlosen Fragen, die keinen Schmerz und kein Blut stillen, nicht lindern, nichts heilen. Dieser Zustand des Dabei-

Seins in akuten Krisensituationen und des Doch-nichts-tun-Könnens ist für mich ungemein deprimierend. Die Gefahr, im Negativen und in der Negation zu versacken, ist gross. Sehr gross. Die Reihen der Kriegs- und Krisenreporter sind voll mit Selbsterstörern, mit Alkoholikern, Zynikern, Ehebrechern, Aufgebern. Oft erfasst mich Ekel vor diesem meinem Berufstand.

Ich ziehe Bilanz. Das "Prinzip Hoffnung" ist über meine vielen Reporterjahre hinweg schwach und schwächer geworden. Uebrig bleibt das "Prinzip Dennoch" - und das ist beileibe nicht wenig. Es bestätigt sich immer von Neuem in der enormen Resistenz menschlichen Lebens und Alltags. Sie ist stärker als alle Verwundbarkeit. Kernkräftig und wunderbar stellt sie sich der Massenhaftigkeit von Tod und Zerstörung entgegen und ist nicht unterzukriegen. Sie wirkt den Verhältnissen zum Trotz. Dennoch.

Kaum waren in Westbeirut die Bombenstürme vorüber, gingen die Wäscheleinen wieder hoch, wurden an rasch ausgelegten Schläuchen wieder Wassereimer abgefüllt. Kaum war das mörderische Granatfeuer durch, flogen die ersten Fussbälle über die von Trümmern vollbedeckten Strassen. Drang in die ungute plötzliche Totenstille das herrlich lebendige erste Wiederheulen eines Kleinkindes ein. Ich hätte den Schreihals an mich drücken und umarmen mögen. Ebenso jenen zeitlos-runzigen Barfussbauern in Vietnam, im Mekong Delta, der unmittelbar am Rande noch rauchender Granat- und Bombenkrater seinen Wasserbüffel mit dem Holzpflug in Bewegung setzte und die nächste Weisernte vorantrieb. Da vereinen sich Leben und Ewigkeit.

Da bleibt der Mensch, selbst in der Hoffnungslosigkeit, ohne Licht am Ende des Tunnels zu sehen, handlungsfähig und menschenwürdig. Da offenbart sich mir das "Prinzip Dennoch".

Das Dennoch ist mir teuer. Es macht aus ernüchterndem Déjà-vu und Immer-wieder-von-vorne-Anfangen ein Positivum, ein Lebenselixier. An dem Prinzip halte ich überzeugt fest. Die Verleihung des Zürcher Journalistenpreises 1983 hat mich darin zusätzlich

bestärkt. Dem gilt meine grosse Freude, dafür nochmals meinen ganz herzlichen Dank.

15. April 1983

Andreas Kohlschütter

SPENDERLISTE

Folgenden Firmen, die den Zürcher Journalistenpreis 1983 mit Barspenden unterstützt haben, ist die Jury des Zürcher Journalistenpreises zu Dank verpflichtet:

Bank Julius Bär & Co. AG

Dr. Rudolf Farner, Werbeagentur

Grande Magasins Jelmini SA

IBM (Schweiz)

Jubiläumstiftung der Versicherungsgesellschaften
"Zürich"-Vita-Alpina

Migros-Genossenschaftsbund

Oerlikon-Bührle Holding AG

Publicitas Schweizerische Werbegesellschaft

Schweizerische Bankgesellschaft

Schweizerischer Bankverein

Schweizerische Kreditanstalt

Schindler Management AG

Dr. Karl Steiner, Generalunternehmer

Tages Anzeiger AG

Winterthur Schweizerische Versicherung-Gesellschaft

Zürcher Kantonalbank

Zürichsee-Zeitung

15.4.1983

AUSZÜGE AUS DEM
PRESSE - ECHO

Zürichsee-Zeitung, 13. April 1983

Zürcher Journalistenpreis 1983

(eda) Andreas Kohlschütter, Gottlieb F. Höpli, Gisela Blau und Peter Meier sind die Preisträger des diesjährigen Zürcher Journalistenpreises. Den ersten, mit 3000 Franken dotierten Preis erhält Andreas Kohlschütter, Mitarbeiter der «Weltwoche» und der «Züri», für zwei Beiträge seiner Berichterstattung über den Krieg in Libanon. Der zweite Preis, mit je 1000 Franken dotiert, geht ex aequo an Gottlieb F. Höpli, Inlandredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», für seinen Artikel «Kidnapping oder Kanakensdelikt», an Gisela Blau, «Blick»-Autorin, für ihre Serie «Frauen, die ganz oben sind» und an Peter Meier, Mitglied der Chefredaktion des «Tages-Anzeigers», für seine Arbeit «Globi der Superwachser» im «Tages-Anzeiger-Magazin».

NZZ, 13. April 1983

Zürcher Journalistenpreis 1983

(ada) Im Rahmen der Generalversammlung des Zürcher Pressenrings (ZPV) wird am kommenden Freitag der Zürcher Journalistenpreis zum drittenmal verliehen. Den ersten, mit 3000 Franken dotierten Preis erhält *Andreas Kohlschütter*, Mitarbeiter der «Weltwoche» und der «Zeit», für zwei Beiträge seiner Berichterstattung über den Krieg in Libanon in der «Weltwoche». Der zweite Preis, mit je 1000 Franken dotiert, geht ex aequo an *Gottlieb F. Wipf*, Inlandredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», für seinen Artikel «Kidnapping oder Kavaliensdetektive», an *Gisela Blau*, «Blick»-Autorin, für ihre Serie «Frauen, die ganz oben sind» und an *Peter Meier*, Mitglied der Chefredaktion des «Tages-Anzeigers», für seine Arbeit «Globi der Superschweizers».

Zürcher Journalistenpreis verliehen

(SDA) Andreas Kohlschütter, Gottlieb F. Högl, Gisela Blau und Peter Meier sind die Preisträger des diesjährigen Zürcher Journalistenpreises. Er wird am kommenden Freitag im Rahmen der Generalversammlung des Zürcher Presservereins (ZPV) übergeben. Der Zürcher Journalistenpreis, der heuer zum drittenmal verliehen wird, ist eine Schöpfung des ZPV.

Den ersten, mit 3000 Franken dotierten Preis erhält Andreas Kohlschütter, Mitarbeiter der «Weltwoche» und der «Zeit».

Für zwei Beiträge seiner Berichterstattung über den Krieg im Libanon, erschienen am 19. und 25. August 1982 in der «Weltwoche». Kohlschütter war von 1968 bis 1979 Mitarbeiter des «Tages-Anzeigers» mit den Spezialgebieten Osteuropa und Naher Osten. Der zweite Preis, mit je 2000 Fr. dotiert, geht ex aequo an Gottlieb F. Högl, Inlandredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», für seinen Artikel «Kidnapping oder Kavallerieblitz» (31. 8. 1982), an Gisela Blau, «Blick»-Autorin, für ihre Serie «Frauen, die ganz oben sind» (vom 22. bis 26. 3. 1982), und an Peter Meier, Mitglied der Chefredaktion des «Tages-Anzeigers», für seine Arbeit «Glück, der Superschweitzer» («Tages-Anzeiger-Magazin» vom 23. 12. 1982).

Die Jury, die den Zürcher Journalistenpreis verleiht, hat fünf Mitglieder; Vorsitzender ist Hans W. Kopp. Laut Reglement soll in der Regel hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der selbstrecherchierten Information der Vorzug gegeben werden; dabei ist das Kriterium der «selbstrecherchierten Informationsweiterung» auszuwählen. Als besonders willkommen erklärt das Reglement Arbeiten im Sinne einer unabhängigen öffentlichen Kritik und Kontrolle zu wesentlichen Tagesfragen. Die Preissumme setzt sich aus Spenden der Privatwirtschaft zusammen.



● Autorin Gisela Blau.

Journalisten- Preis für BLICK-Autorin

BLICK-Autorin Gisela Blau gehört zu den vier Preisträgern des Zürcher Journalistenpreises, der morgen verliehen wird. Sie gewann ihn für ihre BLICK-Serie «Die Frauen, die ganz oben sind». Im ersten Rang steht Andreas Kohlihuber (Weltwoche), denn folgen ex aequo Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli (Neue Zürcher Zeitung) und Peter Meier (Tages-Anzeiger).

Tages-Anzeiger, 16. April 1983



Die Preisträger des Zürcher Pressvereins, von rechts nach links: Andreas Kohlschütter, Gisela Elm, Gottlieb F. Nöpli und Peter Meier. (Bild Thomas Burli)

Journalistenpreis 1983 an Andreas Kohlschütter

Zürcher Presseverein verlieh erstmalig Hauptpreis

sa. Für die beiden Artikel «Allah, gib mir meine Rache» und «Wir sind sehr allein» über die Ereignisse des 12. August 1982 in West-Berlin hat «Weltwoche»- und «Zeit»-Mitarbeiter Andreas Kohlschütter den Zürcher Journalistenpreis 1983, eine Schöpfung des Zürcher Pressevereins (ZPV), gewonnen. Erstmals hat die Jury einen ersten und einen zweiten Preis verliehen. Der zweite Preis ging gemeinsam an Gisela Blas («Blick»), Gottlieb F. Nöpel («NZZ») und Peter Meier («Tages-Anzeiger»). Die Preise wurden am Freitagabend im Rahmen der ZPV-Generalversammlung überreicht.

Die Jury, presidiert von Hans W. Kopp, möchte in erster Linie die Gabe Kohlschütters auszeichnen, mit höchster Intensität zu berichten, liess es in der Laudatio von Walter Stutzer. Kohlschütter formuliere zudem anschaulich und polemiert, und er sei auch ein geschickter Analy-

st. Kohlschütter, der 2000 Franken für den ersten Preis erhält, sprach in seiner Dankesrede zwei Dinge an, die ein Journalist brauche: das Medium und den Zeit. Waren die Russen 1968 nicht in Prag einmarschiert, muss Journalistenleben heute vielleicht eine ganz andere Richtung genommen, sagte der Preisträger. Kohlschütter sprach über seine Arbeit als «Kriegs- und Krisenreporter», über das «was ihn befähigt: Die Freude an der Teilnahme dort, wo die erste rohe Kopie von Geschichte geschrieben wird; die Suche nach Wahrheit, die immer sehr konkret sei; die Position auf dem «Gipfel zwischen den Teilen», welche die Wirklichkeit als Vielzahl von Realitäten sieht und sie alle ernst nimmt, und schliesslich – trotz viel Elend, Hilflosigkeit und Trümmern – das Prinzip «Dennoch», weil das Leben nicht unterzulegen sei.

Gisela Blas habe mit ihrer «Blick»-Serie «Frauen, die ganz oben sind» die positiven Seiten des Boulevardjournalismus gezeigt: anschaulich und eingängig zu berichten und dennoch seriöse Informationen zu liefern, und das, «ohne dass sie in aufdringlichem Feminismus gemacht» habe, meinte Arthur Baur von der Jury. Gottlieb F. Nöpels Arbeit «Kidnapping oder Kavalierräuber» zum Problem der Kindesentführung durch Scheidungseltern sei deshalb ausgezeichnet worden, weil sie den einzelnen Fall als Ausgangspunkt genommen habe, um straf- und zivilrechtliche Lücken in der Gesetzgebung sowie die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung des Rechts aufzuzeigen. Peter Meier schliesslich habe mit «Gloib, der Superhelfer» (TAM vom 21. 12.) das Nachdenken über eine Figur, die in verschiedenster Hinsicht spiegelbildlich sei, in einer preiswürdigen Weise befördert, meinte die Jury.

Die Generalversammlung des Zürcher Pressevereins (ZPV) beschloss im geschäftlichen Teil mit klarem Mehr, dass der Zürcher Journalistenpreis künftig über die Verbandsmitglieder hinaus «geöffnet» werden kann. In der neuen Bestimmung heisst es: «Als Preisträger kommen Mitglieder und Kandidaten des ZPV in Frage. Die Jury kann auch Arbeiten von Nichtmitgliedern aus dem Einzugsbereich des ZPV auszeichnen.»

Zum Abschluss der Versammlung sprach der ehemalige Chefredaktor des «Zürcher Kirchenboten», Hans Heinrich Brunner, über das Stichwort «Schreibhelfer», das neben der Anklage auch Anerkennung beinhaltet.

NZZ, 18. April 1983

Würdigungen zum Zürcher Journalistenpreis

Generalversammlung des Presservereins

F. M. An der Generalversammlung des Zürcher Presservereins (ZPV) wurden nach Erfeldung der ordentlichen Traktanden die Arbeiten der Preisträger des Zürcher Journalistenpreises gewürdigt. Wie hier bereits kurz gemeldet, hat die Jury *Andreas Kohlschütter*, Auslandberichterstattler der «Weltwoche», den mit 3000 Franken dotierten ersten Preis zuerkannt für seine beiden Artikel «Allah, gib mir meine Rache» und «Wir sind sehr allein», die über die *Mauaker in Beirut* im August 1982 berichteten. Jurymitglied *Walter Schweizer* lobte in der Würdigung des Preisträgers dessen Gabe, «mit höchster Intensität zu berichten». Der «hochbegabte Reporter» verfüge auch über ein hohes Niveau bei der sprachlichen Wiedergabe, selbst wenn die Arbeit unter den schwierigen Bedingungen eines «passionierten Front- und Krisenreporters» geleistet werden müsse.

Der zweite Preis ging zu gleichen Teilen (je 1000 Franken) an *Gottlieb F. Höpli* (NZZ), *Giusele Blas* («Blick») und *Peter Meier* («Tages-Anzeiger»). Höplis Artikel «Kidnapping oder Kavaliersdelikt?», der sich mit dem Problem der *Kidnappingführung* durch Scheidungsritern befasst, war nach den Worten von Jurymitglied *Marie-Louise Baumann* «sehr aktuell, hat einiges ausgelöst und zeigt heute noch seine Wirkung». Der Autor habe Eisenfälle zum Ausgangspunkt genommen, um die gesetzlichen Lücken sowie die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung des Rechts insbesondere auf internationaler Ebene aufzuzeigen. *Giusele Blas* erhielt den Preis für ihre Serie «Frauen, die ganz oben sind», *Porträts* von beruflich erfolgreichen *Frauen*. Jurymitglied *Arvid Buser* bezeich-

nete die Artikel als ein «Muster für volkstümlichen und zugleich fundierten Journalismus», der zugleich den Bedingungen des Boulevardjournalismus genüge und trotzdem seriöse Informationen liefere. *Peter Meiers* Artikel «Globi der Superschwitzer» war nach der von *Prof. Gerhard Schmidlin* verfassten Würdigung preiswürdig, weil sich der Journalist um die anhaltende Beliebtheit der Globifliger Gedanken machte, die in verschiedenster Hinsicht spiegelbildlich sei und auch die Erwachsenen zum Nachdenken anregt.

Die ordentlichen Traktanden wurden durchwegs im Sinne des Vorstandes erledigt, auch die *Ausweisung des Journalistenpreises*. Bisher kamen als Preisträger nur Mitglieder des ZPV in Frage, künftig sollen auch Nichtmitglieder ausgereicht werden können. In seinem Jahresbericht streifte ZPV-Präsident *Ulrich Pfister* kurz die Affäre um den «Stern»-Herausgeber *Henri Nannen*, der vom Verband der Schweizer Journalisten (VSJ) als Festredner zum 100-Jah-Jubiläum des Verbandes in Betracht gezogen worden war, dann aber von verschiedenen Verbandsektionen abgelehnt wurde. *Gottlieb F. Höpli* begründete den entschiedenen Widerstand des ZPV gegen die Wahl des Festredners unter anderem damit, dass *Nannen* über neun Jahre verschiedene Funktionen im publizistischen Apparat der Nationalsozialisten versehen habe. Als Festredner an einem Jubiläum, das auch die Schwierigkeiten der Schweizer Presse zu Zeiten des Nationalsozialismus zu würdigen habe, sei *Nannen* deshalb nicht akzeptabel. *Pfister* wie *Höpli* unterstrichen, dass der öffentliche Wirbel um diese Festrednerwahl nicht vom

ZPV ausgelöst wurde, sondern durch Indiskretionen aus dem ZPV-Vorstand. VSJ-Präsident *Martin Edlis* erklärte auf eine entsprechende Frage, der Festredner sei jetzt gewählt, doch werde sein Name erst bei der Veröffentlichung des Festprogramms genannt.

Zum Schluss der Veranstaltung sprach *Pfarrer Hans Heinrich Brunner*, langjähriger Chefredaktor des «Zürcher Kirchenboten», zum Thema «Schreibtischtäter», das er mit seinen Vorstellungen über die Funktionen der Kirche und des Kirchenblattes bereicherte.

Zürchersee-Zeitung, 18. April 1983

Zürcher Journalistenpreis nun auch für Nichtmitglieder

(sda) Die Generalversammlung des Zürcher Presserates (ZPV) hat am Freitagabend unter der Leitung seines Präsidenten, Ulrich Fyster (Fortschritt DRS), mehrheitlich beschlossen, das bisher eng gefasste Reglement des Zürcher Journalistenpreises etwas zu öffnen. Bisher konnten Mitglieder und Kandidaten des ZPV ausgezeichnet werden, neu kann die Jury auch Arbeiten von Nichtmitgliedern aus dem Einzugsbereich des ZPV auszeichnen.

Anstelle des zurückgetretenen Vorstandesmitglieds Viktor Schämpf wurde Gina Gysin, beide vom «Tagen-Anzeiger», gewählt. Aus dem Jahresbericht des Präsidenten geht hervor, dass sich der Mitgliederbestand des ZPV im Berichtsjahr um 84 auf 1177 erhöht hat.

Mit der Ehrung der Preisträger des diesjährigen Zürcher Journalistenpreises, Gisela Bias (Blick-), Gottlieb F. Hopli (NZZ-), Peter Meier (Tagen-Anzeiger-) und Andreas Kohlschütter (Weltwoche- und Zeit-), wurde der offizielle Teil der ZPV-Generalversammlung abgeschlossen. Dr. Heinrich Brasser, ehemalige Chefredaktor des «Zürcher Kirchenboten», stellte anschliessend als Gastredner Überlegungen zum Stichwort «Schreibtschtäter» an. Ein Journalist wisse, dass das Wort «Schreibtschtäter» stimme; er wolle sogar, dass es stimme, denn «das Schreiben ist für ihn mehr als Brotverdi-».

Schweiz

**Zürcher Journalisten
ausgezeichnet**

Andreas Kohlschütter, Gottlieb F. Höpli, Gisela Blau und Peter Meier sind die Preisträger des diesjährigen Zürcher Journalistenpreises, der heuer zum dritten Mal vom Zürcher Presseverein verliehen wird. Den ersten, mit 3000 Franken dotierten Preis erhält Andreas Kohlschütter für zwei Beiträge seiner Berichterstattung über den Krieg in Libanon, erschienen am 18. und 25. August 1982 in der «Weltwoche». Der zweite Preis, mit je 1000 Franken dotiert, geht ex aequo an Gottlieb F. Höpli, Inlandredakteur der «Neuen Zürcher Zeitung», für seinen Artikel «Kidnapping oder Kavaliersdelikt?» (31. August 82), an Gisela Blau, «Blick»-Autorin, für ihre Serie «Frauen, die ganz oben sind» (22.-31. März 82) und an Peter Meier, Mitglied der Chefredaktion des «Tages-Anzeigers», für seine Arbeit «Globi, der Superschweizer» («Tages-Anzeiger-Magazin» vom 23. Dezember 1982).

REGLEMENT

Über die

Verleihung des Zürcher Journalistenpreises

1. Zielsetzungen

Mit der jährlichen Ausschreibung des Zürcher Journalistenpreises will der Zürcher Presseverein (ZPV)

- a) zusätzliche Anreize zur Hebung der journalistischen Qualität bieten;
- b) zur Förderung des beruflichen Nachwuchses beitragen;
- c) Dritte zur Unterstützung seiner Bestrebungen in den erwähnten Richtungen und zu eigenen Bestrebungen anregen.

2. Preise

Im Hinblick auf die Zielsetzungen gemäss Zif. 1 werden pro Kalenderjahr in der Regel ein bis drei Preise verliehen.

Alle Preise werden vom ZPV aus privaten Spenden, die in der Regel anonym sein müssen, sowie allenfalls aus eigenen Mitteln finanziert. Mit diesen Spenden dürfen keinerlei Bedingungen oder Auflagen irgendwelcher Art verknüpft sein.

Der Vorstand des ZPV teilt jährlich der Jury die in Frage kommende totale Preissumme im Sinn eines Kredits zu. Inner-

halb dieses Kredits ist die Jury hinsichtlich der Auf- und Zuteilung völlig frei. Sie ist auch befugt, Teile des Kredits auf nachfolgende Jahre uzulegen, und soll dies insbesondere dann tun, wenn ihr für ein Kalenderjahr keine hervorragenden Arbeiten vorliegen.

3. Preisgericht (Jury)

Die Jury setzt sich aus fünf Personen zusammen, von denen eine vom Vorstand des IPV zum Präsidenten bestimmt wird.

Der Präsident und zwei weitere Mitglieder der Jury gehören nicht dem IPV an.

Die zwei Mitglieder der Jury, die dem IPV angehören, dürfen selber keine Arbeiten einreichen.

Der Vorstand des IPV wählt den Präsidenten und die Mitglieder der Jury jeweils für die Dauer von vier Jahren. Wiederwahlen sind möglich. Neu zugewählte Mitglieder treten in die Amtsdauer ihrer Vorgänger ein.

Die Jury lädt zu ihren Sitzungen den Präsidenten des IPV ein. Er kann ein anderes Mitglied delegieren.

4. Eigenschaften der Preisträger

Als Preisträger kommen nur Mitglieder und Kandidaten des IPV in Frage. Die Jury kann auch Arbeiten von Nichtmitgliedern aus dem Einzugsbereich des IPV auszeichnen.

Auch ehemalige Mitglieder und ehemalige Kandidaten des IPV können grundsätzlich nicht berücksichtigt werden, ausser wenn sie im Zeitpunkt der Veröffentlichung wenigstens eines Teils der auszuzeichnenden Arbeiten noch die Eigenschaft eines Mitglieds oder Kandidaten des IPV hatten.

Arbeiten von Mitgliedern und Kandidaten des IPV können auch dann berücksichtigt werden, wenn sie ausserhalb des Einflussbereichs des IPV veröffentlicht worden sind.

Massgeblich ist, wer in der Publikation als Urheber klar bezeichnet wird. Werden ganze Equipen oder Teams genannt, so genügt es, wenn eine der betreffenden Personen Mitglied oder Kandidat des IPV ist. Die Jury behält sich vor, Ueberprüfungen selber vorzunehmen oder zu veranlassen.

5. Sachliche Kriterien für die Preisverleihung

Für die Preisverleihung kommen nur Arbeiten in Frage, die schon veröffentlicht worden sind, und zwar jeweils innerhalb eines bestimmten Kalenderjahrs.

Für die Auszeichnung kommen Einzelbeiträge und thematisch zusammenhängende Serien in Frage.

Nicht nur Text-, sondern auch Bildbeiträge inkl. Arbeiten von Fotografen und Karikaturisten etc. können ausgezeichnet werden.

Ausgeschlossen sind Beiträge jeglicher Art, die ausschliesslich in Büchern und/oder anders als in gedruckter Form veröffentlicht worden sind.

In der Regel wird die Jury hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der selber recherchierten Information den Vorzug geben. Dabei wird sie das Kriterium der "selber recherchierten Information" sehr weitherzig auslegen. Besonders willkommen sind Arbeiten in Sinn der unabhängigen öffentlichen Kritik und Kontrolle zu wesentlichen Tagesfragen.

Die Jury wird in diesem Sinn zunächst ihre Aufmerksamkeit der Berücksichtigung der journalistisch-handwerklichen

sowie der berufsethischen Erfordernisse schenken und erst in damit gezogenen Rahmen auf Kriterien wie Neuigkeitswert, Originalität und Stil der Beiträge eingehen.

6. Vorgehen der Jury bis zur Preisverleihung

In Zusammenarbeit mit dem Vorstand des EPV ist die Jury für die rechtzeitige Ausschreibung des Zürcher Journalistenpreises besorgt.

Der Vorstand des EPV ist für die entsprechenden mündlichen Bekanntgaben an den Generalversammlungen und sonstigen Veranstaltungen des EPV sowie für die zweckdienlichen Publikationen in Verbands- und Fachzeitschriften u.ä. verantwortlich.

In die Beurteilung betreffend ein Kalenderjahr werden alle Arbeiten einbezogen, die bis zum 15. Januar des jeweils nächstfolgenden Kalenderjahrs beim Sekretariat Zürcher Journalistenpreis eingetroffen sind. Arbeiten können jedoch während des ganzen Kalenderjahrs, auf das die Beurteilung sich bezieht, jederzeit eingesandt werden. Werden von einem oder für einen Bewerber mehr als drei Arbeiten aus einem Kalenderjahr eingereicht, so muss der Bewerber zur Erklärung veranlasst werden, welche Arbeit oder Arbeiten ausgeschieden werden sollen. Entscheidet er sich nicht oder nicht rechtzeitig, so nimmt die Jury die Ausscheidung vor.

Es bleibt der Jury vorbehalten, von sich aus Arbeiten in die Beurteilung einzubeziehen. Die Mitglieder der Jury, die Mitglieder und Kandidaten des EPV sowie Aussenstehende sind eingeladen, jederzeit Arbeiten, die ihnen für eine Preisverleihung geeignet erscheinen, dem Sekretariat Zürcher Journalistenpreis vorzulegen.

Alle Einreichungen erfolgen mit dem ausdrücklichen Vermerk "Zürcher Journalistenpreis". In der Regel tritt die Jury erstmals im Herbst des Kalenderjahrs, auf das die Beurteilung sich bezieht, und sodann spätestens wieder im März des nachfolgenden Kalenderjahrs für ihre Aussprachen und Beschlussfassungen zusammen. Ihre Mitglieder treten von sich aus in dem Ausstand, soweit ihnen nahestehende Personen oder Zeitungen oder Zeitschriften oder Verlage etc. an der Auszeichnung bestimmter Arbeiten interessiert sind oder sein könnten.

7. Zeitpunkt und Verfahren der Preisverleihung

Soweit mehrere Preise verliehen werden, sind die Preissummen in zweckdienlicher Weise abzustufen (Beispiel: Fr. 3'000.--/2'000.--/1'000.-- oder ex aequo dreimal Fr. 2'000.--). Wird für ein Kalenderjahr nur ein Preis verliehen, so beläuft er sich in der Regel auf mindestens Fr. 5'000.--.

Im Rahmen der Generalversammlung des ZJV gibt der Präsident der Jury den oder die Preisträger bekannt. Er selber oder ein Mitglied der Jury nehmen die Würdigung(en) des bzw. der Preisträger vor. Anschliessend erhalten diese selber das Wort.

Zusätzlich zu den Barpreisen erhalten die Preisträger je eine Medaille des ZJV.

Im Sekretariat des ZJV und im Pressefoyer (Münstergasse 9, Zürich) liegt je ein Dossier mit allen von der Jury schon prämierten Arbeiten auf.

8. Organization/Administration

Für die Erledigung der organisatorischen und administrativen Arbeiten wird ein Sekretariat Zürcher Journalistenpreis bestimmt.

Dieses erledigt seine Aufgaben nach den Weisungen des Präsidenten der Jury.

9. Eigentums- und Urheberrechte

Die Eigentums- und Urheberrechte werden durch die Einreichung an die Jury und die Preisverleihungen nicht berührt.

Der Jury bleibt jedoch die beliebige Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten vorbehalten. In Zweifelsfällen klärt das Sekretariat Zürcher Journalistenpreis die sich stellenden Rechtsfragen zum voraus vorsorglicherweise ab.

Eingereichte Arbeiten werden den Absendern auf Verlangen zurückgegeben, sobald das betreffende Kalenderjahr abgelaufen ist. Nicht zurückverlangte Arbeiten werden vom Sekretariat Zürcher Journalistenpreis aufbewahrt, bis zusätzlich zum Kalenderjahr, auf das die Preisverleihungen sich beziehen, zwei weitere Kalenderjahre abgelaufen sind. Anschliessend werden die eingereichten Arbeiten vom Sekretariat Zürcher Journalistenpreis ohne vorhergehende Rückfragen vernichtet.

10. Schlussbestimmungen

Versuche, die Jury oder einzelne Mitglieder der Jury zu beeinflussen, führen ohne weiteres zum Ausschluss der betreffenden Arbeiten.

Beeinflussungsversuche und sich daraus ergebende Ausschüsse werden von der Jury dem Vorstand des ZJV gemeldet.

Die Einreichung irgendwelcher Arbeiten durch mögliche Preisträger bedeutet ohne weiteres die Anerkennung aller Bestimmungen des vorliegenden Reglements.

Unter keinen Umständen können Rechtsansprüche auf die Ausrichtung von Preisen ohne entsprechende Beschlüsse der Jury entstehen. Die Beschlüsse der Jury sind endgültig, Beschwerde- oder sonstige Weiterzugsmöglichkeiten bestehen nicht. Die Jury wird im Rahmen der Preisverleihungen ihre Gründe erläutern; negative Entscheidungen brauchen nicht bekanntgegeben oder begründet zu werden.

Zürich, 25. März 1980 / 15. April 1983

AUSLEGUNGSENTSCHEIDE DER JURY

(IN STICHWORTEN)

Arbeiten, deren Veröffentlichung sich über mehr als ein Jahr erstreckt, werden dann berücksichtigt, wenn ein wesentlicher Teil davon im Prämierungsjahr erschienen ist.

Beiträge in Broschüren oder Sammelwerken werden ebenfalls beurteilt.

In bezug auf den Einsendeschluss vom 15. Januar, der jeweils dem Prämierungsjahr folgt, gilt das Datum des Poststempels.

ADMINISTRATIVE ANGABEN

ADRESSEN

Sekretariat Zürcher Presseverein
Oeserantstrasse 2

8309 Breite / Mürensdorf

Telefon: 01/836 78 60
wenn keine Antwort 836 53 71

Zuständig: Frau Alice Lutz

Sekretariat Zürcher Journalistenpreis
c/o Dr. Hans W. Kopp
Postfach

8032 Zürich

Telefon: 01/47 59 70

Zuständig: Herr Christoph Born bzw. Frau Marina Schlatter

BANKKONTO

Zürcher Presseverein, DK 170.766 LIM
Rubrik "Journalistenpreis"

Schweizerische Bankgesellschaft
Bahnhofstrasse 45

8001 Zürich

Postcheck-Konto 80-2